



Christliche Literatur-Verbreitung e. V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

ROBERT VITTOZ

Jenseits
DER WÄLDER

starkundmutig

1. Auflage 2020 (CLV)

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der Brunnen Verlag GmbH. Die Originalausgabe erschien zuerst unter dem Titel *Terres glacées*, die deutschsprachige Ausgabe unter dem Titel *Pionier unter Rothäuten* im Gotthelf-Verlag, Zürich. Die 7. Auflage erschien – unter dem Titel *Jenseits der Wälder* – zuletzt 1999 im Brunnen Verlag, www.brunnen-verlag.de.

© der Lizenz-Ausgabe 2020
by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Satz: Anne Caspari, Marienheide
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256393
ISBN 978-3-86699-393-8



INHALTSVERZEICHNIS

DER INDIANER IST VERSCHWUNDEN!_____	8
IM HUNDESCHLITTEN _____	36
MUSTAGAN, DER Schlittenführer _____	58
IM RINDENKANU _____	76
KAHWONABY, DER STEUERMANN _____	88
DIE SPRECHENDE RINDE_____	104
DIE WOLFSHUNDE _____	116
DAS TOTEM _____	144
GLAUBENSKAMPF _____	172
BEI DEN BLUTRÄCHERN _____	196
DER SEEHUND _____	214
DER INDIANER IST GEFUNDEN! _____	238

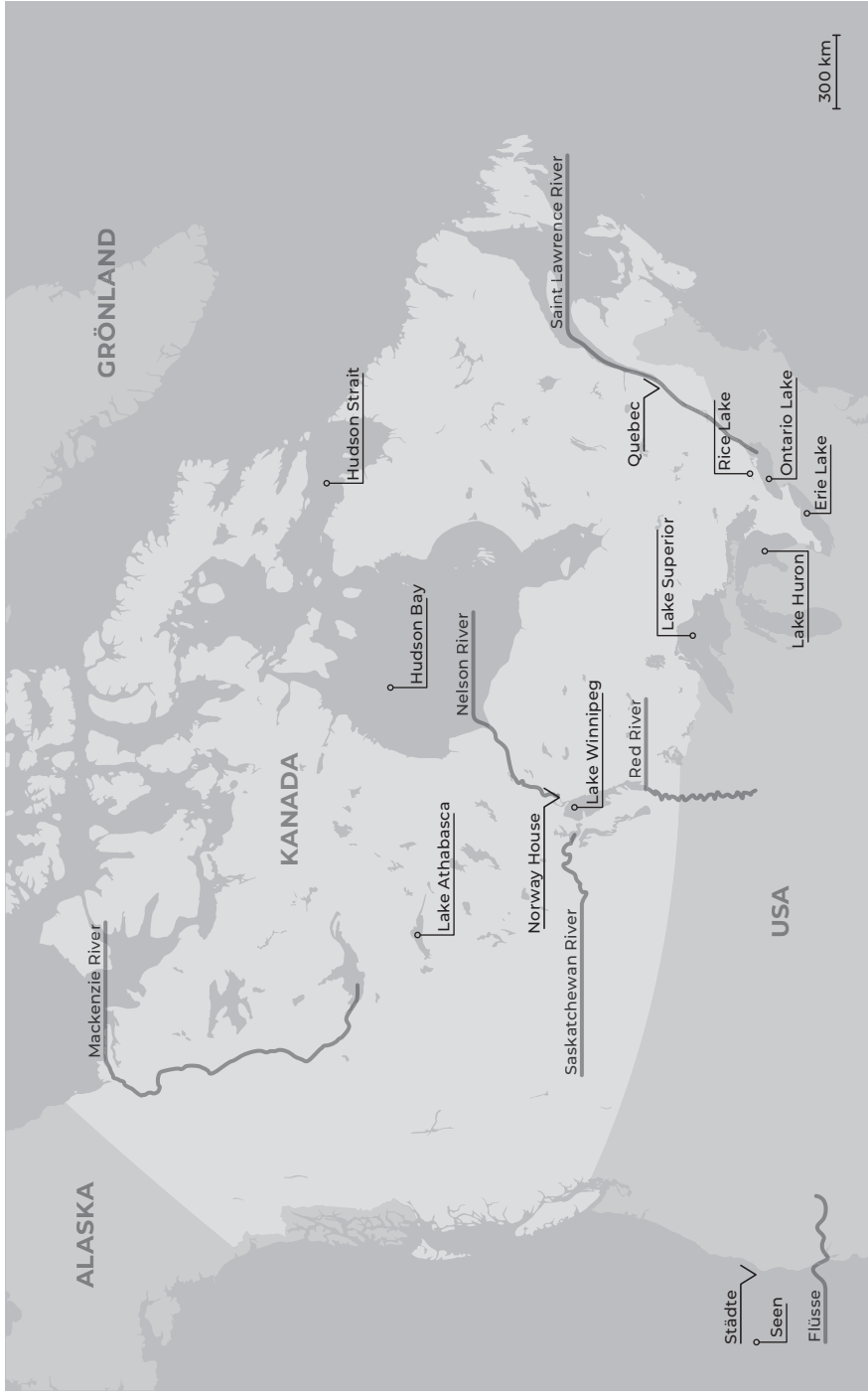
James Evans schrieb auf seinen Reisen Tagebuch. Dieses wurde leider verbrannt. Ich habe versucht, es zu rekonstruieren, und zwar auf der Grundlage folgender Werke:

L'apôtre du Nord, Biografie, geschrieben vom Missionar Young.

Sur les pistes glacées, über die Reisen des Missionars Young.

Verschiedene Veröffentlichungen der Mährischen Mission.

Von Grönland zum Stillen Ozean, von Knud Rasmussen.



DER INDIANER IST VERSCHWUNDEN!



DIE LICHTUNG

Mein Leben ist bestimmt worden durch ein Erlebnis in meiner Jugendzeit. Wir lebten in Kanada, in Quebec. Es war im Jahr 1811, und ich war zehn Jahre alt. Eines Abends sagte unser Vater:

»Ihr Kinder müsst euch jetzt in Acht nehmen. Im Wald drüben lagert ein Indianerstamm. Sie entführen Kinder. Bleibt in der Nähe des Hauses und macht keine Abstecher auf dem Schulweg.«

Am nächsten Morgen in der Schule redeten wir von nichts anderem als von den Indianern. Unsere Neugier war aufs Höchste gereizt, jeder wollte die Indianer sehen, mit ihnen sprechen, sie berühren. Indianern begegneten wir auf den Straßen Quebecs zwar dauernd, doch sie lebten unter Weißen und waren nicht mehr interessant. Aber ein richtiger Indianerstamm, der im Wald lagerte, das musste wunderbar sein!

Zu Hause erzählten wir, was die Schulkameraden gesagt hatten. Meine Eltern erschraaken, als sie meine kindliche Begeisterung sahen.

»Sei vorsichtig, geh nicht vom Haus weg, sie sind sehr gefährlich. Sie sind schrecklich anzusehen, diese wild lebenden Indianer ... Sie haben schon Kinder entführt.«

In der Tat war ich der Gefahr stärker ausgesetzt als meine Schulkameraden, denn wir wohnten am Stadtrand, nicht weit vom Wald. Die Angst meiner Eltern war also ganz verständlich. Durch ihre ängstlichen Ermahnungen wurde jedoch meine Neugier nicht abgemindert. Im Gegenteil, mein Verlangen, die Indianer zu sehen, wuchs nur noch mehr.

Der Wunsch ging in Erfüllung – schneller, als ich dachte.

16. Juni 1877

Es kam so plötzlich, ich bin so überrascht, dass ich nicht einmal auf den Gedanken komme zu schreien. Eine große bräunliche Gestalt springt in einem Wirbel bunter Federn aus dem Wald hervor, und bevor ich mich versehe, hat mich der Mensch gepackt.

Er läuft in großen Sätzen, er trägt mich, als sei ich nur ein winziges Kaninchen. Habe ich Angst? Kaum. Sicher nimmt er mich ins Lager mit. Meine Neugier, es zu sehen, übertönt meine Angst.

Au! Ein Zweig hat mir die Haut aufgeschrammt.

»Passen Sie doch auf, Herr Indianer!« O weh, und jetzt weine ich, nicht vor Angst, sondern vor Wut. Die Indianer möchte ich schon sehen, aber nicht zerkratzt werden von den Bäumen! Und außerdem sind die Indianer stolz. Ich will auf würdige Art bei ihnen ankommen, auf meinen eigenen Füßen. Ich brülle, ich versuche, mich an den Zweigen festzuhalten.

Um mich zu bändigen, umklammert mich mein Entführer nur noch fester. Meine Beine strampeln wütend hin und her. Ich kriege keine Luft mehr, ich komme mir ganz dumm vor. »Lass mich los, Indianer, setz mich auf die Erde! Ich komme ja mit, aber ich will mit erhobenem Kopf gehen.« Der Indianer gibt nach. Ich bin so überrascht, als ich plötzlich wieder senkrecht auf dem Boden stehe, dass ich mit benommenem Kopf hin- und hertaumele. Halb ärgerlich, halb lachend sieht mich der Indianer an. Er staunt: »Was du für helle Augen hast, Kind.« Mit seinem Lächeln besiegt er meine schlechte Laune. Ich nehme seine Hand, und wir gehen als gute Freunde weiter.

Zwischen den Bäumen erkenne ich jetzt hohe, kegelförmige Hütten, aus deren Spitzen Rauchwölkchen hochsteigen. Wir sind angekommen.

Ich schaue mich nach allen Seiten um. Wundervoll liegt dieses kleine Dorf in der Waldlichtung. Ich höre Rufe. Es ist eine hässliche Sprache, sie tut mir in den Ohren weh. Die Gesichter sind dagegen seltsam ruhig. Trotz der harten Kehllaute umgibt die Hütten eine geheimnisvolle Stille.

Unter einer großen Tanne spielen Kinder, fast nackt. Ich gehe auf sie zu, sie sehen mich einen Augenblick lang an und spielen weiter. Wie wendig sie sind! Einige Jungen haben unter einer Birke ein großes Stück Baumrinde aufgestellt, das wie ein Fuchs aussieht, und üben sich darin, es mit ihren Pfeilen zu durchlöchern. Ihr Geschick erstaunt mich ebenso wie ihre Kraft.

Wieso ist es plötzlich dämmerig? Ich bin so versunken gewesen in die Spiele der Kinder und in das Kommen und Gehen dieser prächtigen Indianer, dass ich ans Heimgehen nicht gedacht habe. Plötzlich überfällt mich die Abendkühle. Der Wald ist schon voller dunkler Schatten. Alle gehen in ihre Hütten. Ich selbst schließe mich ganz selbstverständlich dem Indianer an, der mich hergebracht hat.

Er hebt das große Fell hoch, mit dem sein Wigwam bedeckt ist, und wir gehen hinein. In der Mitte lodert ein großes Feuer, ich setze mich auf einen Haufen trockener Zweige. An den Pfählen, die das Dach tragen, baumeln drei komische moosgefüllte Säcke. Aus dem einen kommt von Zeit zu Zeit ein Klagelaut. Was für ein Tierchen hat man darin wohl einquartiert? Eine der Frauen steht auf und sieht hinein. Ach so, es ist ein Baby.

Die Indianer, die ums Feuer sitzen, streiten. Wie rau sie ist, diese unverständliche Sprache! Sie passt eher zu Wölfen als zu Menschen. Und wie heftig und gewalttätig die Bewegungen beim Reden sind, schneidend wie ein Kriegsbeil! Nur die Gesichter bleiben sonderbarerweise unbewegt. Die zuckenden Lichter des Feuers betonen die ohnehin schon so energischen Züge und malen auf die bronzefarbene Haut fahle rötliche Reflexe. Die Gemüter erhitzen sich immer mehr, die Blicke weisen auf mich. In den funkelnden schwarzen Augen spüre ich Hass. Ich sehe das Aufblitzen von Rachsucht ... Mir wird immer unbehaglicher zumute, ich bekomme Angst. Wohin soll ich fliehen? Ich suche Schutz bei meinem Freund. Ist er überhaupt mein Freund, er, der mich entführt hat? Jedenfalls kenne ich ihn, sogar ganz aus der Nähe. Wir haben im Wald miteinander gerungen, also sind wir Freunde. Er hat seine Hand auf meinen Kopf gelegt, seine langen, sehnigen Finger spielen mit meinen Haaren ... Ich blicke ihn an. Er will den anderen irgendetwas klarmachen. Sein energisches Gesicht verrät Entmutigung. Er führt einen Wortwechsel mit einem alten Mann, der wild und grausam aussieht. Der Alte braust auf, unterstreicht seine Worte mit heftigen Gebärden und befiehlt etwas. Mein Freund verteidigt seine Meinung, aber dann scheint er sich zu beugen. Er tut mir leid, sein Blick ist traurig und bedrückt. Ich sehe zu ihm auf und frage:

»Warum bist du so traurig?«

Über die gewaltige Gestalt mit der Bronzehaut läuft ein leises Zittern. Er neigt sich mir zu, es kommt mir vor, als zittere er vor seinem kleinen Gefangenen.

Jetzt richtet er sich wieder auf, beschließt den Streit mit einem kurzen Satz, hart wie der Spruch eines Richters, und macht mit den Armen eine weite, offene Bewegung ...

Alle verstummen.

Die Glut wird mit Asche zugedeckt. Jeder wickelt sich in eine Decke und legt sich auf die Matte. Ich rücke eng an meinen Freund.

In der Hütte herrscht vollkommene Stille. Alle liegen unbeweglich da und schlafen. Am Rand der Lichtung kläfft ein Fuchs.

Noch immer liege ich wach. Ich denke an meine Mutter ... Aber nur flüchtig. Eine Menge anderer Bilder stürmen auf mich ein. Alle Ereignisse dieses ungewöhnlichen Tages steigen vor mir auf, mit Ungeduld denke ich an morgen und mache Pläne. Ich werde versuchen, mit den Kindern zu sprechen. Ob sie in der großen Hütte hinten Tiere haben?

Mein Freund hat sich bewegt. Unmerklich richtet er sich auf, horcht, wartet ab und schält sich lautlos aus der Decke. Ich sehe seine Augen glänzen. Er legt mir seinen Finger auf den Mund, dass ich schweigen soll. Dann nimmt er mich, hebt mich behutsam auf, steigt über die Beine der Schlafenden hinweg, schiebt das Fell am Eingang vorsichtig zur Seite. Das matte Licht des Mondes erhellt für einen Augenblick den Wigwam. Schon sind wir draußen und im Wald.

»Wohin gehst du?«

Er eilt lautlos voran. Der Wald ist rabenschwarz. Ich habe Angst, mich an den Zweigen zu kratzen, und drücke mich an seine Schulter. Aber der Indianer läuft so sicher, als sei es heller Tag, er tut keinen falschen Tritt, er stößt gegen keinen Stamm. Jetzt schimmert ein Licht. Muss da nicht unser Haus liegen? Meine Eltern haben sicherlich nicht schlafen können, weil sie in Sorge sind. Ja, ihr Fenster steht trotz der späten Nachtstunde offen.

Wir sind da. Der Indianer setzt mich wie etwas leicht Zerbrechliches zu Boden und ruft:

»Bleichgesicht! Hier ist dein Sohn. Ihr hasst uns, ihr verfolgt uns, aber trotzdem habe ich zu mir gesagt: ›Du rächst dich nicht an einem Kind!‹ Ich bringe es dir wieder. Sag ihm, wenn er groß ist, er soll Erbarmen haben mit den Indianern, den immer Gejagten, aus ihren Dörfern Vertriebenen. Leb wohl, Kleiner.«

Mit wenigen Sprüngen erreicht er den Waldrand. Verdutzt rufe ich ihm nach:

»Geh nicht weg!«

Schon hat mich meine Mutter in die Arme geschlossen und küsst mich mit heftiger Freude. Hastig gebe auch ich ihr einen Kuss, dann mache ich mich los:

»Mama, ruf ihn doch zurück, den Indianer!«

Meine Eltern begreifen nicht. Ich erzähle ihnen von meinem Freund. Sie sind bestürzt darüber, dass ich den, der mich entführt hat, wiedersehen möchte.

Da rufe ich selbst in die Nacht hinaus. Als einzige Antwort kommt das Bellen eines Fuchses. Der Indianer ist verschwunden.

Am nächsten Tag spiele ich die ganze Zeit in der Nähe unseres Hauses, den Blick immer auf den Wald gerichtet. Aber der Indianer kommt nicht wieder.

Ich freue mich, bei meinen Eltern zu sein, ja, aber je mehr sie mich mit Zärtlichkeit und Liebe überschütten, desto mehr kommt mir alles langweilig und öde vor: mein lächerliches Spielzeug, unser gut geharkter Garten, selbst der Geruch der Süßigkeiten ... Ich habe Sehnsucht nach der Lichtung, ich will den scharfen Rauchgeruch des Wigwams wieder atmen.

Am Tag danach liegt über dem Wald eine dicke Rauchwolke.
Was kann das bedeuten?

Meine Mutter überwacht mich vom Fenster aus, sie lässt mich nicht aus ihren Augen.

Doch das Ziel aller meiner Träume blieb die Waldlichtung. Ich hatte dort einen Eindruck empfangen, von dem ich nie mehr loskam. Seit dieser Zeit verstand ich auch das Sprichwort der Indianer: »Wer einmal Wasser aus dem Roten Fluss getrunken hat, den wird für immer danach dürsten.«

19. Juni 1877

Dieser Fußpfad – ja, hierher muss er gehen. Und dort der große Baum, sind wir nicht an ihm vorbeigekommen?

Vor mir sehe ich die Lichtung, aber wo sind die Hütten? Alles ist verlassen, die Indianer sind verschwunden!

Der Boden ist mit Asche bedeckt, den Überresten eines großen Brandes. Auf einer kleinen Erhebung neben der alten Tanne entdecke ich ein Zeichen, eine Inschrift. Auf ein großes Stück Baumrinde ist mit weißer Farbe der Kopf eines Rentiers gemalt, ein Rentierkopf mit breitem Geweih.

Traurig gehe ich nach Hause. Werde ich meinen Indianer je im Leben wiedersehen?

Meine Mutter empfängt mich tränenüberströmt. Sie hat in größter Angst geschwebt.

»Was möchtest du denn eigentlich? Hast du es bei uns nicht gut?«

»Doch, Mutter, sehr. Aber ich habe meinen Freund gesucht, den Indianer, der so unglücklich war.«

»Unglücklich? Ein Kindesentführer!«

»Ich wollte ihm nur noch sagen, dass ich ihn gern habe.«

September 1877

Ich habe meinen Freund nicht vergessen. Im Wald habe ich mir einen Wigwam gebaut, klein, aber trotzdem ist genügend Platz, um darin ein Feuer anzumachen. Ich habe mich dort auf die bloße Erde gelegt, und da habe ich ihn wiedergesehen, meinen schönen Indianer mit seinem weichen, stolzen Gang und seinen tiefen schwarzen Augen. Auch den Hass sah ich wieder aufblitzen, und wieder spürte ich das brennende Verlangen, ihm zu sagen, dass wenigstens ich ihn liebe. Oft wandere ich auch zur Lichtung, damit die Erinnerungen in mir wach bleiben.

Juni 1872

Ich mache meinen gewohnten Pilgergang. Wie immer bin ich allein hierher gegangen. Von den Rändern dringt der Wald auf die Lichtung vor, überall schießt schon Gestrüpp hoch. Die Feuerstellen sind noch zu erkennen. Neben dem Hügel mit dem Rentierkopf setze ich mich unter meine große Tanne. Dort leben die Erinnerungen an meinen Tag bei den Indianern am stärksten wieder auf.

10. Mai 1813

Die Schneemassen sind geschmolzen, ich komme wieder auf die Lichtung. Das Wasser hat die Rinde, die der Indianer bemalt hatte, weggeschwemmt. Auch das Zeichen auf dem kleinen Hügel ist verschwunden. Jetzt fehlt mir hier etwas. Mir ist, als sei das Dorf zum zweiten Mal zerstört worden.

Von einem Baum habe ich ein Stück Rinde abgebrochen und mit Kreide einen Rentierkopf darauf gemalt. Dann habe ich das Rindenstück an der gleichen Stelle auf dem Hügel aufgestellt. Jetzt hat die Lichtung, wenn ich mich zurückträume, wieder Leben. Zwischen den Tannen wohnt wieder der Indianerstamm.

In meiner Jugend war es mein sehnlichster Wunsch, Seemann zu werden.

Ich verlebte meine Kindheit am Ufer des Meeres, in Hull in England, wo ich 1801 geboren bin. Das stürmische Lied der Wogen und die Erzählungen der Seeleute umspielten von Anfang an meine Seele. Mein Vater war Schiffskapitän, und ich wünschte mir brennend, in seine Fußstapfen zu treten.

Er selbst und meine Mutter versuchten nach Kräften, mich von meinem leidenschaftlichen Hang zum Meer abzubringen. Sie schilderten mir die Gefahren und die vielfältigen Strapazen des Seefahrerlebens und redeten mir zu, ein anderes, ein sesshafteres Gewerbe zu wählen. Aber alles blieb vergeblich. Ich wollte in die Welt hinaus.

Da griff mein Vater zu einem Gewaltmittel: Er nahm mich als Schiffsjungen mit. Ich war vierzehn Jahre alt. Wir waren inzwischen nach Kanada ausgewandert. Mein Vater ließ mich die unangenehmsten Arbeiten verrichten, er zwang mich zum härtesten Frondienst, er

gab mir die gleiche derbe Kost wie den einfachen Matrosen. Aber meine Reiselust wuchs nur noch mehr.

Die Stürme vermochten mich ebenso wenig zu erschüttern wie die Strapazen. Die gefährlichen Fahrten durch schwimmende Eismassen begeisterten mich. Ich verfolgte alle Arbeiten an Bord mit dem größten Interesse, und meine außerordentlich kräftige Natur ertrug ohne Mühe die Beschwerden dieses Lebens, dessen Rauheit mir sogar gefiel ... Bei der Rückkehr gab mir mein Vater seine Anerkennung und bezeugte, dass ich mich benommen habe wie ein Mann:

»Er hat das Zeug, auf große Fahrt zu gehen.«

»Ja, Vater, nur will ich nicht auf Fische ausgehen, sondern die Indianer will ich suchen.«

DER GRAUSAME WEISSE

Ich musste bis zu meinem 27. Lebensjahr warten. Erst dann konnte ich mich auf die Suche nach den Indianern begeben. Im Jahre 1828 endlich brach ich auf.

Im Kanu fahren wir den Saint Lawrence River hinauf. Unsere Paddel senken sich ins Wasser, das sanfte Schwanken wiegt mich ein.

»Da sind Indianer, ein ganzes Dorf. Vielleicht ist unter ihnen der, den du suchst?«

»Nein, hier ist er nicht.«

»Woher weißt du das?«

»Seht doch nur die unordentlichen Wigwams an, diese Menschen ohne jeden Stolz, diese Indianer, die nur noch jämmerliche Bettler sind. Mit denen da hat mein Indianer nichts gemein!«

Diese armen Indianer wohnen zu nahe bei den Weißen. Sie sind zerrüttet worden durch den Alkohol, sie sind herabgesunken, denn sie verbinden jetzt die Grausamkeit des Wilden mit den Lastern des Kulturmenschen.

»Ich suche richtige Indianer, solche, die noch Stolz und Kraft und Tapferkeit besitzen.«

»Solche gibt es nicht mehr.«

»Doch. Einen zumindest habe ich gesehen.«

»Wie heißt er, dein Indianer?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wo wohnt er?«

»Auch das weiß ich nicht.«

»Welchem Stamm gehört er an?«

»Einem Stamm, der noch wild ist und vor den Weißen floh.«

»Und in welche Richtung?«

»Sie sind westwärts gezogen, das ist alles, was ich weiß.«

»Nach Westen fliehen alle Stämme. Das Land ist riesengroß. Wie kannst du da hoffen, dass du diesen einen Indianer wiederfinden wirst?«

»Ich muss ihn wiedersehen!«

»Hat er dir etwas Wertvolles genommen? Hat er dir vielleicht ein Kind entführt?«

»Nein!«, erwiderte ich empört. »Mein Indianer ist kein Kindesentführer!«

Was treibt mich eigentlich, nach der Spur dieses Indianers zu suchen? Ich könnte es kaum sagen. Seit der Begegnung, die meine Kindheit erschüttert hat, spüre ich, dass ich ihm nachgehen muss. Mein ganzes Leben ist von diesem rätselhaften Drang gezeichnet.

Wir fahren den Fluss hinauf, dann an den Ufern der Great Lakes entlang. Wir durchforschen die Ufergelände, wir dringen zu den Lichtungen im Wald vor, unsere Augen suchen die Hänge der Hügel ab, immer in der Hoffnung, einen Wigwam zu entdecken.

Auf den Lichtungen, die wieder mit Büschen bedeckt sind, finden wir nur noch die Überreste früherer Lager, ein paar geschwärzte Steine früherer Feuerstellen. Wo sind sie geblieben, die freien Indianer?

Sie sind alle geflohen.

»Die Indianer sind durch das Vordringen des weißen Mannes erdrückt worden«, sagt uns ein Trapper an den Ufern des Lake Huron. »Der Kulturmensch ist erbarmungslos, er verfolgt und vernichtet den Eingeborenen, der auf dem Grund und Boden seiner Väter lebt.«

Vor einigen Jahren verlangten die Weißen von einem Stamm der Cheyenne-Indianer, dass sie ihre Plätze verließen und sich nach Westen zurückzogen. Es war mitten im Winter, und es herrschte eine bittere Kälte. 149 Indianer, darunter hundert Frauen und Kinder, baten um Aufschub. Man sperrte sie ins Fort. Um sie zu zwingen, trotz der starken Kälte wegzuziehen, gab man ihnen weder Feuer noch Verpflegung. Am 6. Januar, nachdem sie drei Tage gelitten hatten und die Kinder vor Hunger zu schreien begannen, brachen die Indianer gegen Mitternacht aus und sprangen aus den Fenstern des Forts. Von Hunger gequält und verbittert durch die Ungerechtigkeit der Weißen, beschossen sie die Wachen und flohen auf die schneebedeckte offene Prärie hinaus. Die Wachtposten setzten den Flüchtigen, die durch die Kinder nicht schnell vorwärtskamen, nach und holten sie mühe-los ein. Es kam zu einem Kampf, der sehr schnell zu Ende ging,

weil bei den Indianern nach kurzer Zeit keine Kämpfer mehr vorhanden waren. Nur neun Indianer blieben am Leben, alle mehr oder weniger schwer verwundet.

Deshalb also sind die Lichtungen verlassen. Die verfolgten Indianer leben unter einem ständigen Terror und fliehen. Die Tiere des Waldes wie die Eingeborenen – der weiße Mann jagt alles in die Flucht und vernichtet alles. Die Raubgier weckt die sonst bei ihm zurückgedrängte Grausamkeit, sodass sie hemmungslos hervorschießt. Selbst die Stämme, die Christen geworden sind, entgehen nicht der Niedermetzlung.

Als wir versuchen, die verängstigten Indianer zu beruhigen und ihnen vom Evangelium zu erzählen, erwidern sie uns: »Wenn wir Christen werden, dann wehren wir uns nicht mehr, und ihr könnt uns nur noch leichter niedermetzeln.« Solche Unterstellungen weisen wir entrüstet zurück: So hinterlistig sind wir Weißen nicht! Aber dann rufen uns die Indianer die Tatsachen ins Gedächtnis.

Den folgenden Bericht gibt mir ein Jäger am Erie Lake, er hat ihn von seinem Vater:

Missionare aus Mähren hatten ein christliches Indianerdorf gegründet, doch es wurde zerstört. Sie bauten es weiter westlich wieder auf, aber auch da wurden sie verjagt. Nie konnten sie die mühsam errichteten Stationen für die Dauer eines Menschenalters halten. Ein einzelner Missionar musste mit einem von den Weißen verfolgten Delawarenstamm zwölfmal weiterziehen, jedes Mal war seine Siedlung niedergebrannt worden. Oft wurden nicht nur die christlichen Indianer, sondern auch die Missionare umgebracht. In der ersten Station, die »Gnadenhütten« hieß, wurden an einem einzigen Abend elf Missionare getötet.

Die Reste dieses Stammes, die davongekommen waren, gründeten am Erie Lake ein neues Dorf, das sie wieder »Gnadenhütten« nannten. Aber die Verfolgung ging weiter. Die Missionare, nur noch mit Lumpen bekleidet, wurden eingesperrt und misshandelt.

Die christlichen Indianer wurden weiter nach Westen gejagt, trotz der Winterkälte, ohne Unterkunft, ohne Geld, ohne Nahrung. Das Land war tief verschneit. Man versicherte ihnen, der Kommandant des Forts werde Mitleid mit ihnen haben. Vom Hunger getrieben, kehrten etwa hundert nach »Gnadenhütten« zurück, um ihre Lebensmittel zu holen. Eine bewaffnete Truppe bot ihnen Schutz an. Die Indianer waren misstrauisch, doch man wiegte sie durch falsche Versprechungen in Sicherheit.

Während die Delawaren ihre kümmerliche Habe zusammenpackten, wurden sie von den Soldaten überfallen und in zwei Häusern eingesperrt. Dann wurde ihnen mitgeteilt, dass sie am nächsten Tage alle sterben würden.

Die christlichen Indianer standen erstarrt da, aber beugten sich dem Unabwendbaren. Sie wehrten sich mit keinem Finger. Sie verbrachten die Nacht im Gebet, jeder ermahnte den Bruder zur Treue. Dann sangen sie Choräle. Am Morgen erschienen die weißen Mörder:

»Seid ihr bereit?«

»Wir haben unsere Seelen Gott anbefohlen. Er wird sie aufnehmen.«

Die gräuliche Schlächterei begann. Männer, Frauen, Kinder, insgesamt 96 Indianer, sanken unter den Axt- und Kolbenhieben zu Boden. Keiner wehrte sich. Nur zwei junge Männer kamen mit dem Leben davon: In einem Kellerraum versteckt, über dem die

Henker ihr grausiges Werk verrichteten, wurden sie durchnässt von dem Blut ihrer Stammesbrüder, dass durch die Bodenbretter tropfte.¹

»Seit dieser Zeit«, schloss der Indianer seinen Bericht, »fürchten wir nichts so sehr wie den weißen Mann. Wir trauen ihm nie. Ein Indianer ist grausam, wenn er einen Feind bekämpft. Aber seine Freunde können sich auf ihn verlassen. Einem Bleichgesicht kann man nie trauen. Wir haben keinen Lebensraum mehr, wir leben mit blutenden Herzen. Für uns gibt es keine Ruhe mehr und keinen Frieden.«

Nun begriff ich, warum die Indianer immer weiter westwärts fliehen und im Land ihrer Väter nur kümmerliche Reste zurücklassen – solche, die durch die Berührung mit den sogenannten Kulturträgern verdorben worden sind.

Ich verstand jetzt auch die Gefühle des Indianers, der mich als Kind entführt hatte. Wie so viele andere seines Volkes, die wie Freiwild gehetzt wurden, musste er vor den verbrecherischen Weißen fliehen. Die Wut des Verfolgten, das Verlangen nach Vergeltung stritt in seinem Innern mit dem menschlichen Erbarmen. Konnte ich ihm seinen Zorn übel nehmen? Im Gegenteil, ich fühlte mich unwiderstehlich zu ihm hingezogen. Ich dachte so wie jenes Kind, dessen Eltern von den empörten Indianern getötet worden waren: »Ich will zu den Indianern gehen und ihnen sagen, dass der Heiland sie liebt und dass ich selbst sie auch liebe!«

¹ Die Schilderung dieser Vorfälle stützt sich auf die Urkunden der Mährischen Mission. Die dargestellte Szene ereignete sich am 8. März 1782. Ähnliche Dinge trugen sich noch während des ganzen 19. Jahrhunderts zu.

AUF DER SUCHE

Die Indianer, die sich nicht gebeugt hatten, waren also nach Westen geflohen. Doch ich konnte ihnen in die Wälder und Prärien nicht folgen, weil ich ihre Sprache noch nicht verstand.

Dieser Umstand zwang mich, mehrere Jahre bei Indianern zu verbringen, die im Einflussraum der Weißen lebten, nördlich des Ontario Lake. Indem ich sie unterrichtete, drang ich in ihre Sprache ein – ein Unterfangen, das so schwierig war, dass es mich zwölf Jahre geduldiger Arbeit kostete. Aus dieser Vorbereitungszeit will ich nur ein paar kurze Erinnerungen wiedergeben.

1828

Ich lasse mich mit Maria, meiner Frau und tapferen Begleiterin, am Rice Lake nieder. Da wir keine andere Behausung finden außer kümmerlichen Wigwams, wohnen wir im Zelt.

Ich baue aus fast unbehauenen Tannenbalken eine Schule. Der Bau hat etwas Vorsintflutliches, auch die Einrichtung ist äußerst primitiv.

Die kleinen Indianer kommen an und wollen lernen. Sie sind ebenso schmutzig wie unwissend. An meisten beunruhigt die Verkommenheit der Eltern. Ich will gegen dieses Absinken der Indianer ankämpfen.

Weihnachten 1829

Ich habe fünf Schüler. Ich bringe ihnen Englisch und Lesen bei, damit sie das Neue Testament lesen können. Mehr schlecht als

recht versuchen wir, einige Kapitel des Matthäusevangeliums ins Indianische zu übersetzen. Ich gebe den Kindern auch Rechenunterricht und bemühe mich, ihnen verschiedene Handarbeiten beizubringen.

1830

Ich fange an, für meine Schüler einen Gottesdienst abzuhalten. Einige Eltern können Englisch und nehmen jeden Sonntag daran teil.

Frühjahr 1831

Wie arm wir sind! Bruder Young kommt an unserer Hütte vorbei.

»Komm herein, Bruder Young, komm herein und iss mit uns zu Mittag!«

Auch meine Frau lädt ihn freundlich ein:

»Ja, komm herein! Wir haben einen Topf voll Milch und einen Brotlaib. In der Bibel heißt es: ›Sein Brot wird ihm dargereicht, sein Wasser versiegt nie.‹ Und uns geht es noch viel besser, denn wir haben sogar Milch. Viel zu bieten haben wir unseren Freunden nicht, aber wir geben ihnen die ganze Freude unseres Herzens. Ist das nicht trotz allem viel?«

»Über seine Armut lachen und sich freuen über seine Arbeit, das ist ein Mahl, das ich gerne mit euch teile«, erwidert Bruder Young. »Ich habe großen Hunger – auf euer Glück.«

Herbst 1831

Wie reich wir sind, wie wunderbar reich! Wir besitzen einen herrlichen Schatz: eine reizende kleine Tochter, wenige Wochen alt. Mit jedem Tag vertieft sich unsere Bekanntschaft. Neben ihrer Wiege sitzend, pfeife ich ihr Choräle vor, und sie dankt mir mit einem zarten Lächeln. Wir sind zwar von unseren Brüdern getrennt, aber können wir unter unserer Einsamkeit leiden, wenn wir die Freude an unserer kleinen Eugenie ungeteilt für uns haben? Eine ganze Welt ist uns geschenkt worden.

1832

Ich übe allmählich sämtliche Funktionen eines Seelsorgers aus: Im Umkreis von mindestens hundert Kilometern gibt es außer mir keinen Missionar.

Ein bedauernswertes Volk, diese abgesunkenen Indianer! Was für ein Jammer: dem stolzen roten Volk angehört haben und jetzt nur noch arme, vom Laster befallene Bettler sein! Liegt die Schuld bei ihnen selbst? Nein, die großen Schuldigen sind die Weißen. Sie sind als Räuber eingedrungen und haben die angestammten Herren dieses Landes ausgeplündert und verdorben. Wir können den Indianern keinen Vorwurf machen. Wir können diese unglücklichen Menschen nur bemitleiden. Wir versuchen, das empörende Unrecht der Kulturmenschen wenigstens im Kleinen etwas auszugleichen.

Meine Frau ist mir dabei eine große Stütze. Ihr heiteres und liebevolles Wesen wirkt auf diese armen Menschen tröstend. Ansonsten träumen wir von dem großen Tag, an dem wir zu den

echten, den richtigen Indianern kommen, zu denen, die sich ihren stolzen und aufrechten Sinn bewahrt haben. Hier ist alles traurig und enttäuschend.

1834

Unsere Indianer haben mehrere Hütten gebaut. Übertreffend sind ihre baulichen Leistungen zwar nicht, aber gegen ihre Wigwams doch ein ausgesprochener Fortschritt.

Zeitgleich mit dem Evangelium versuchen wir den Indianern auch Festigkeit in ihr äußeres Leben zu bringen. Ich unterweise sie im Gartenbau, meine Frau erklärt ihnen die verschiedenen Handwerke. Wie man spinnt, wie man Leinen webt, haben sie noch nie gesehen. Aus diesen mangelhaften Jägern hoffen wir allmählich Bauern zu machen. Sie haben immerhin schon einige Kühe und machen Butter und Käse.

1835

Ich bemühe mich immer noch sehr, die Sprache zu erlernen. Aber ich mache leider so geringe Fortschritte, dass ich manchmal sehr entmutigt bin.

Am vorigen Sonntag habe ich zum ersten Mal versucht, da mein Dolmetscher nicht da war, auf Indianisch zu predigen, und es ist mir auch gelungen, eine kleine Ansprache zu halten.

1836

Maria möchte unsere Indianer gern singen hören. Ich habe ihnen einige Melodien und die in ihre Sprache übersetzten Worte beigebracht, aber wie soll man weiterkommen ohne Liederbücher?

»Maria, wie viel haben wir in der Schachtel, in der du unsere Ersparnisse verwahrst?«

»Viel ist es nicht. Musst du etwas Nötiges kaufen?«

»Hätten wir so viel, dass wir ein kleines indianisches Gesangsbuch drucken lassen könnten?«

»Mein Lieber, der Gedanke ist zwar herrlich, aber so viel werden wir doch nie bezahlen können!«

»Versuchen könnten wir es schon – zum Beispiel, wenn wir nur die Texte drucken lassen und die Seitenzahl so niedrig halten, dass unsere Mittel reichen würden.«

Ich fuhr nach New York. Meinen Lebensunterhalt verdiente ich mir unterwegs durch Arbeit. Die Übersetzungs- und Druckerarbeiten hielten mich dann länger in New York, als ich erwartet hatte, und auch die Kosten für die Liederbücher überstiegen meine Voranschläge. Um alles bezahlen zu können, musste ich auf der Rückreise Zwischendeck fahren. Ich sparte die Bettkosten und schlief die drei Nächte auf der »weichsten Planke«, die sich finden ließ. Dabei litt ich weniger unter meiner unbequemen Lagerstätte als unter der Unhöflichkeit meiner Zwischendeckgenossen. Einige Fahrgäste aus der ersten oder zweiten Klasse erkannten mich und lächelten herablassend, als sie hörten, dass ich beim Essen keineswegs an ihren Tischen sitzen würde ... Was lag mir schon daran – ich hatte meine frischgedruckten Liederbücher, bald konnten die Indianer singen!

1839

Warum bleiben wir noch immer hier? Bei diesen verkommenen Indianern? Die echten, richtigen Indianer sind in den Westen geflohen. Brechen wir doch auf und suchen sie!

Aber meine Frau ist noch unschlüssig. Ich hatte von meinem Indianer gesprochen, und sie hatte mich verstanden. Und wenn wir allein wären, würde sie sofort mitgehen. Doch sie hat Bedenken wegen unserer kleinen Tochter. Wie können wir sie unter lauter Wilden aufziehen?

Eugenie spielt hinter dem Haus. Ein ungeschickter Wurf lässt ihren Ball bis an den Waldrand rollen. Das Kind wagt nicht, ihn zu holen, denn seine Mutter hat ihm Angst gemacht vor Indianern, die Kinder entführen. Da taucht zwischen den Stämmen ein schlanker Indianer auf und bringt Eugenie den Ball. Er bleibt bei dem kleinen Mädchen stehen und betrachtet es. Maria beobachtet die Szene unruhig. Lange lässt der Indianer seinen Blick auf dem Kind ruhen. Die Feindseligkeit in seinen Augen schwindet, und seine Züge werden weich. Das kindliche Vertrauen rührt ihn, er sagt:

»Warum lassen deine Väter uns mit unseren Kindern nicht in Frieden? Wir haben keine Heimat mehr.«

Maria, der diese Traurigkeit zu Herzen geht, will mit dem Indianer reden. Aber der Indianer weicht zurück, gleitet wieder in den Wald zurück und verschwindet wie ein Schatten.

Erschüttert durch das Leid dieses Wilden und durch den schmerzerfüllten Ausdruck seiner schwarzen Augen, redet meine Frau mir zu, ihm nachzugehen. Ich erkundige mich, erfahre aber nur sehr wenig. Der Indianer sei durchs Dorf gegangen, habe alles

schweigend angesehen, und beim Weggehen habe er gesagt: »Ihr nagt Knochen ab wie Hunde.« Keiner habe ihm zu antworten gewagt, so viel Würde, so viel Kraft lag im Blick und in den Bewegungen des Fremden. Er kam sicher aus dem Westen.

Maria seufzt: »Armes Volk, immer nur verfolgt, gehetzt! James, du hast völlig recht, wir müssen hingehen und ihnen sagen, dass wenigstens wir ihre Not verstehen und sie lieben.«

Ja, wir werden gehen. Um unsere Fahrt zu den Indianern vorzubereiten, fahre ich nach Quebec.

Die Jugenderinnerungen führen mich zu meinem ehemaligen Elternhaus.

Ich folge dem kaum mehr erkennbaren Fußpfad. Hier kommt die Gabelung im Wald, und da liegt die Lichtung. Wie lange ist es her, dass ich zum letzten Mal hierhergekommen bin? Die Büsche haben jungen Bäumen Platz gemacht. Keine Spuren von Feuerstellen sind mehr zu sehen. Geblieben sind nur ein paar schwarzgebrannte Steine, ärmliche Überbleibsel des verlassenen Dorfes. Die riesige Tanne überragt immer noch den umliegenden Wald, in ihrem Schatten zeichnet sich der Hügel ab. Aber was schimmert da? Ein großes Rindenstück steht auf dem Hügel, aufgestellt wie eine Schrifftafel, darauf ist in Weiß ein Rentierkopf mit breitem und verästeltem Geweih gemalt.

Ich zittere. Mein Indianer muss vor Kurzem hier gewesen sein! War er vielleicht der Fremde, den Maria gesehen hat? Mit einem Ruck drehe ich mich um. Sollte er vielleicht noch hier sein, mich beobachten? Niemand ist zu sehen. Ich suche alles ab: nichts. Ich rufe, erst leise, dann mit ganzer Kraft: nichts als Schweigen! Ich bin allein, allein mit den Gestalten der Erinnerung. Aber auch andere, fern von hier, vergessen nicht. Ich muss ihnen beistehen

in ihrer Not, so bald wie möglich. Habe ich es nicht schon viel zu lange aufgeschoben?

Als kostbare Erinnerung nehme ich die geheimnisvolle Rinde mit mir.

Ich besuche das Grab meiner Eltern. In der Mitte leuchten kleine frische Blumen. Ob ich welche mitnehme? Nein, ihr sollt hier auf dem Friedhof bleiben, ihr Boten der Hoffnung, auf den Gräbern unserer Lieben.

Und die Rinde mit der Zeichnung des Indianers, ob sie nicht auch als Ehrung für die Toten gemeint ist? Und du, du hast sie weggenommen – das Bild, mit dem dein Freund die Ahnen seines Stammes ehrte!

Ich kehre noch einmal zur Lichtung zurück. Da ist die große Tanne. Auf dem Hügel lege ich das Rindenstück ehrfürchtig nieder. Ich muss wieder an die Worte denken, die der Indianer meinem Vater zurief: »Sag ihm, wenn er groß ist, er soll Erbarmen mit den Indianern haben!«

Frühjahr 1840

Wir brechen auf. In leichten, gebrechlichen Kanus fahren wir den prachtvollen Saint Lawrence River hinauf und überqueren den Ontario Lake. Auf schmalen, romantischen Wegen zwischen Bäumen und Felsen umgehen wir die Niagarafälle. Unsere indianischen Ruderer tragen die Kanus auf ihren Köpfen. Nachdem das Hindernis überwunden ist, geht es zu Wasser wieder weiter – eine wundervolle, aber endlos lange Fahrt durch die riesigen Seen bis zur letzten Spitze des Lake Superior. Ein Flusslauf bringt uns bis nahe an die Wasserscheide. Hier folgt die bekannte

»Tragestrecke von Savan«, die an einen Passübergang in den Alpen erinnert. Vier Stunden müssen die Kanus getragen werden, dann erreicht man einen kleinen Fluss, der nach Norden fließt. Auf ihm lassen wir uns abwärtsstreifen, umgehen auf Uferpfaden die Stromschnellen und Wasserfälle und erreichen schließlich den Lake Winnipeg. Jenseits davon, am Ufer des Nelson River, der aus der äußersten nördlichen Seespitze austritt, liegt nun unser Ziel: Norway House. Als wir dort ankommen, haben wir in unseren kleinen Kanus in drei Monaten eine Strecke von viertausend Kilometern hinter uns gebracht.

Norway House, eine Gründung der Hudson's Bay Company, ist die Hauptzentrale für den Pelzhandel. Hier enden die Transporte aus dem Westen des Landes, nachdem sie auf den Flüssen Tausende von Kilometern zurückgelegt haben, und von hier starten auch die Sendungen nach England. Für uns ist Norway House das ersehnte Standquartier. Von hier aus soll das Evangelium ausstrahlen in die riesigen, leeren Ebenen Kanadas.

Gleich bei der Ankunft werden wir in Staunen versetzt: Wir erblicken Indianer, echte, die noch wirklich Wilde sind, prachtvoll anzuschauen! Mein Traum wird endlich Wirklichkeit. Auf Schritt und Tritt, bei den Wigwams, an den Ufern der Flüsse, beim Durchstreifen der Waldpfade, überall begegne ich hier hochgewachsenen Indianern mit scharf geschnittenem, energischem Profil und stolzem, federnd leichtem Gang. Jeder bewegt sich wie ein Häuptling. In ihnen atmet noch die ganze stolze Kühnheit ihres Volkes. Die meisten bleiben nur wenige Tage, denn es sind Rudermannschaften, die Pelze von den Rocky Mountains zur Hudson Bay bringen. Man findet unter ihnen Angehörige vieler verschiedener Stämme: Irokesen, bekannt für

ihre Geschicklichkeit, Stoney aus den Bergen, grimmige Chippe-wa. Draußen in der Ebene, abseits von den anderen, lagern sogar einige Schwarzfußindianer, die wegen ihrer Grausamkeit allgemein gefürchtet werden. Die hiesigen Indianer gehören zu den Cree, die zu der großen Familie der Algonkin-Indianer gehören. Sie sind bekannt für ihre Klugheit und ihre ruhige Art.

Wir lernen schnell, die Kennzeichen und Charaktermerkmale der einzelnen Stämme zu unterscheiden. In der Umgebung von Norway House finden wir an den Flüssen und Lagerplätzen zahlreiche Grabstätten. Jede trägt das Zeichen des betreffenden Stammes. Mit fieberhaftem Eifer suche ich nach dem Rentierzeichen, aber ohne Erfolg.

Allen diesen Indianern verkünde ich die Liebe Gottes, des Großen Geistes. Die Erzählungen der Evangelien über Jesus Christus erwecken in ihnen einen stärkeren Widerhall, als ich zu hoffen gewagt hatte. Die durchreisenden Indianer tragen die große Neuigkeit die Flüsse hinunter: *Ayumeavookemou* – der »Herr der Gebete« – ist gekommen! Was diese gelegentlichen Boten erzählen, erweckt bei den Indianern Neugier. Diese Heiden dürsten nach einer neuen Hoffnung. In den Wigwams und an den Lagerfeuern wiederholt man, was die Jäger berichtet haben: Der Große Geist habe allen seinen Kindern, den roten wie den weißen, ein wunderbares Angebot gemacht.

In Norway House treffen bald Abordnungen der umliegenden Stämme ein. Die Indianer wollen Näheres erfahren. Sie setzen sich im Kreis hin und hören überrascht und voller Begeisterung die wundersamen Geschichten von der Liebe des Großen Geistes. Dann kehren sie zu ihren fernen Lagerplätzen und zu ihren Familien zurück. Sie rufen ihre sämtlichen Angehörigen zu-

sammen, packen ihre ganze Habe ein, Netze, Fallen, Waffen, und kommen in die Nähe der Missionsstation, um hier ihre Zelte aufzuschlagen. So entsteht ein ganzes Zeltdorf.

Die Abgesandten der weiter entfernt wohnenden Stämme bitten uns, dass wir auch in ihre Dörfer das gute Wort des Großen Geistes bringen. Alle diese Indianer bekunden ein großes Verlangen nach Belehrung. Ihre Bitten kommen meinen eigenen Wünschen entgegen. So bald wie möglich werde ich also die nahen und auch die weit entfernten Stämme besuchen. Das zu erforschende Land ist riesengroß, und so werden sich die Fahrten über Tausende von Kilometern erstrecken. Ich werde die gleichen Fortbewegungsmittel benutzen wie die Indianer: im Winter Hundeschlitten und im Sommer Rindenkanus. In den Wäldern und auf den schneebedeckten Ebenen werde ich das gleiche glückliche und freie Leben führen wie die Indianer. Und vielleicht werde ich den Indianer aus meinen Kindertagen wiederfinden!

IM HUNDESCHLITTEN



DAS GESPANN

Mitte Oktober 1840

Ein fünftägiger Sturm bedeckt das Land mit einer meterhohen Schneeschicht. Schon gleiten die ersten Schlitten schnell vorüber. Ich gerate in Begeisterung:

»Wollen wir nicht aufbrechen zu unserer großen Fahrt?«

»Jetzt noch nicht«, erwidern die Indianer, »wir müssen noch einige Wochen warten.«

Um meine Ungeduld zu dämpfen, kaufe ich schon einmal die unerlässlichen Hunde. Davon brauchen wir eine ganze Meute, und es ist wichtig, dass man sich schon vor dem Aufbruch mit den Tieren, die oft schwierig im Umgang sind, vertraut macht. Als ich voller Stolz mit meinen ersten Hunden am Missionshaus ankomme, gerät meine Frau in ziemliche Aufregung. Die Tiere sind wilder, als sie erwartet hatte, und veranstalten ein grimmiges Gebell. Erst allmählich gewöhnen wir uns an ihren Lärm, und die Hunde ihrerseits gewöhnen sich an unsere Gegenwart – das ist für unsere künftigen Beziehungen genauso wichtig!

Beim Dressieren lasse ich mich von Mustagan anleiten, einem Cree-Indianer, der in dieser Kunst bewandert ist. Er flößt den Hunden einen außerordentlichen Respekt ein. Ohne Gewalt oder Einschüchterung erreicht er bei ihnen Gehorsam und Anhänglichkeit. Auch uns gegenüber werden sie allmählich zutraulich, und es macht uns Spaß, wenn wir ihnen überall im Haus begegnen.

Auch meine Frau findet jetzt Gefallen an den schönen Eskimohunden, den Huskys. Sie sind allerdings stark gekreuzt, denn reinrassige Tiere bekommt man nur noch ganz im Norden. Aber

sie sind kräftig und ausdauernd und haben lange, aufrecht stehende und spitze Ohren. Die Schnauze ist fuchsähnlich, den sehr buschigen Schwanz tragen sie gewöhnlich hoch erhoben.

Anfang November 1840

Ein neuer Sturm lässt die Schneehöhe weiter anwachsen und damit auch meine Hoffnungen auf einen baldigen Start.

»Warte noch, Missionar«, sagt Mustagan. »Du könntest jetzt weder durch die Wälder fahren noch über die Schluchten hinwegkommen. Lass erst noch mehr Schnee fallen.«

»Er liegt doch schon fast zwei Meter hoch, reicht das denn nicht?«

»Nein, noch nicht. Der erste Schnee wird noch vom Wind gepackt, der ihn hochwirbelt und ihn in die Vertiefungen weht. Die Hügel und Steine sind nach kurzer Zeit wieder kahl gefegt. Es muss erst neuer Schnee kommen, damit die Fläche wieder ausgeglichen wird. Wenn du jetzt schon losfahren würdest, blieben deine Schlittenkufen an den vielen Unebenheiten hängen. Warte, bis sich alles eingeebnet hat und eine glatte Fahrbahn da ist. Außerdem musst du noch deinen Schlitten herrichten.«

Am nächsten Tag besorgt mir Mustagan einen Schlitten. Ich kann meine Überraschung kaum verbergen. Dieses primitive Fahrzeug soll meine fahrende Behausung für mehrere Monate sein? Sein Gewicht ist imponierend, aber seine Festigkeit und vor allem die Bequemlichkeit scheint mir doch recht fragwürdig.

Dieser Schlitten ist nicht mehr als fünfzig Zentimeter breit. Er besteht aus zwei vierkantig zugehauenen, durch Querhölzer verbundenen Eichenstämmen, die vorne hochgebogen sind. Auf der

Unterseite haben sie keine Eisenkufen. »Wenn es kalt genug ist«, sagt man mir, »werden wir sie gleitfähig machen, indem wir mithilfe von Torf mehrere Eisschichten anfrieren lassen und diese sorgfältig glätten.« Mittlerweile habe ich Eskimoschlitten gesehen, die noch viel länger und schwerer sind. Aber diese sechs Meter langen Schlitten, die beladen fünf- bis sechshundert Kilogramm wiegen, erfordern eben auch doppelt so viel Hunde.

Am meisten wundert mich, dass die Querhölzer nur mit Hirschlederriemen an den Seitenteilen festgemacht sind. Wie mir Mustagan erklärt, muss das Ganze zwar fest verbunden sein, aber trotzdem eine gewisse Nachgiebigkeit behalten, damit der Schlitten die häufigen gewaltsamen Stöße überstehen kann, ohne auseinanderzubrechen. Denn unsere Fahrzeuge werden heftige Strapazen aushalten müssen, wenn die Fahrt durch dichtes Unterholz und Gestrüpp geht oder über Anhäufungen von umgewehten Baumstämmen. Dank des aufgebogenen Vorderteils kommen die Schlitten über jedes Hindernis hinweg, aber oft muss der Schlittenführer seinen Hunden dabei helfen.

»Das wird dein Haus sein, Missionar. Du musst es dir einrichten. Trage zusammen, was du aufladen willst.«

»Welche Essvorräte sind denn bei solchen langen Fahrten am besten, Mustagan?«

»Bereite zunächst deine Milch vor. Wie viel willst du mitnehmen?«

»Einen Liter pro Tag, das ergäbe 120 bis 150 Liter ...«

»Mehr als hundert Kilogramm? Das geht nicht. Dreißig Liter müssen reichen. Stell draußen einen Topf auf, gieß die Milch hinein und lass sie gefrieren. Wenn sie hart wie Stein geworden ist, tust du sie in einen Sack. Sie wird den ganzen Winter gefroren

bleiben, und du kannst mit dem Beil immer so viel abhauen, wie du für den Tee benötigst.«

So geschieht es, aber meine Frau kann sich zu der einfachen Verpackung in einem Sack nicht entschließen. Mit ängstlicher Gründlichkeit verpackt sie Vorräte und Kleidungsstücke. Als aber Mustagan die dicken, schweren Kisten sieht, macht er sie wieder auf:

»Das ist viel zu schwer, und es nimmt auf dem Schlitten zu viel Platz weg. Und bei vierzig Grad unter null braucht man nichts zu fürchten, weder Schimmel noch Insekten!«

So werden wir also in gewöhnlichen Säcken einige Hundert gefrorene Fische mitnehmen, eine Menge möglichst fettes Fleisch und einen großen Haufen Tee und Zucker. Als Reiseproviand wählt man Lebensmittel, die dem Körper möglichst viel Wärme geben. Zuletzt wird die Ladung komplettiert durch eine ganze Kücheneinrichtung mit Töpfen, Tassen, Messern, Gabeln.

Wenn man zu einer mehrere tausend Kilometer langen Fahrt durch Schneewüsten startet, wo man weder etwas Essbares noch eine gastliche Hütte findet, muss man für alles vorsorgen. Ein einziges Vergessen, eine einzige Nachlässigkeit kann den Tod zur Folge haben. Man muss an alles denken, sich mit allem versehen, was lebenswichtig ist, wenn man mehrere Monate ohne die geringste Hilfe existieren will. Trotzdem darf man nur so viel mitnehmen, wie man auf zwei oder drei Schlitten transportieren kann.

Bei diesen ganzen Vorbereitungen ist uns Mustagan ungeheuer nützlich. Wir freuen uns jedes Mal, wenn wir den schönen Indianer mit dem feinen Profil kommen sehen. Seine ganze Erscheinung ist geprägt von Klugheit und stolzer Gesinnung.

Er hat eine hohe Stirn, eine Adlernase sowie schlanke, muskulöse Glieder. Besonders beeindruckt und fesselt uns sein Blick. Es ist ein Blick, der gleichzeitig tief und weit ist, der das Nahe mit durchdringender Bestimmtheit erfasst und sich dennoch träumerisch in der Ferne des Horizonts verliert. Es ist der Blick eines Adlers, eines Seemanns oder Bergführers.

Mustagan wird in der Tat mein Führer sein. Ich habe mich sehr an ihn angeschlossen, er flößt mir großes Vertrauen ein. Ich bemerke, dass er über die Hunde eine überraschende Macht hat, und nicht geringer ist sein Einfluss auf Menschen. Überall genießt er großes Ansehen. Er ist eine echte Führernatur, ein Mensch, der andere mitreißt.

20. November 1840

Beim Überprüfen unserer Vorbereitungen fragt Maria Mustagan, weniger aus Neugier als aus Sorge:

»Wo werdet ihr unterwegs schlafen?«

»Wo die Nacht uns überrascht.«

»Ohne jedes Obdach?«

»Sicher. Wir werden immer Birkenreiser zum Feuermachen finden.«

»Aber nehmt ihr überhaupt kein Zelt mit?«

»Auf den Schneeflächen ist der Wind so stark, dass ein Zelt weggeweht würde. Ein paar gute Pelze schützen besser.«

Meine Frau macht sich ernsthafte Sorgen: Kann man bei vierzig oder fünfzig Grad unter null einfach draußen im Wind schlafen?

Ende November 1840

Wir unternehmen einige kleinere Fahrten, damit ich mich übe im Lenken des Schlittens und der Hunde. Es ist eine schwierige Kunst, die viel Kraft und Ausdauer verlangt. Nur wenn man einen raschen Blick und längere Erfahrung hat, kann man die Hindernisse im Voraus erkennen und über sie hinwegkommen.

Mustagan ist ein vorzüglicher Lehrer. Er erklärt mir geduldig, wie man sich in jedem Fall verhalten muss, und gewöhnt mich immer mehr an das Reisen mit dem Schlitten, indem er die Länge und die Schwierigkeit unserer Fahrten langsam steigert.

2. Dezember 1840

Maria hat jede Nacht Alpträume. Wenn sie aufwacht, quält sie mich mit unzähligen Fragen.

»Wirst du unter freiem Himmel schlafen können? Du wirst sicher erfrieren. Deine Nase, deine Ohren werden sich entzünden, und dann bekommst du Wundbrand.«

»Die Gefahr muss man in Kauf nehmen. Du siehst mich also im Geist schon zurückkommen mit einem Kopf, der seiner sämtlichen Verzierungen beraubt ist?«

Eugenie nimmt den Führer ins Verhör:

»Wie werdet Ihr meinen Vater vor der Kälte schützen?«

»Du brauchst keine Angst zu haben, Kind, wir werden ihn schön zudecken.«

»Und wenn er sich aufdeckt?«

»Wir packen ihn ein wie ein Baby. Wir wickeln ihn so fest in seine Decken, dass selbst ein Wolf nicht an seine Nasenspitze

kommen kann, und die Kälte auch nicht. Er muss nur artig sein und genauso liegen bleiben, wie wir ihn gebettet haben.«

Der letzte Satz bringt mir eine ganze Sturzflut von Ermahnungen ein:

»Du musst alles tun, was Mustagan dir sagt, Papa! Deck dich nachts nur ja nicht auf!«

»Du meinst also, ich wäre noch ein kleines Kind?«

Offen gestanden bin ich selbst etwas besorgt. Ich stelle es mir nicht so einfach vor, unbeweglich dazuliegen, wenn man unter einem Berg von Decken halb erstickt. Wie werden sie sein, diese eisigen Nächte?

6. Dezember 1840

Erneute Stürme haben den Schnee zusammengeweht, und der Wind, der über das flache Land fegt, hat eine ebene Fahrbahn geschaffen. Der große Tag naht. Ich habe die Abfahrt angesetzt auf Dienstag, den 10. Dezember. Auf diese Weise können wir noch einen schönen Sonntag verleben, und der Montag bleibt uns für die letzten Vorbereitungen. Am Sonntag, dem 8. Dezember, versammeln wir uns zu einem feierlichen Gottesdienst. In zwei Tagen werde ich die beiden, die dann vier bis fünf Monate auf mich warten, hier zurücklassen. Für die Indianer ist unser Aufbruch nichts Besonderes. Sie sind selbst ständig unterwegs und unternehmen ungeheure Reisen mit einer Ausrüstung, die im Vergleich zu unserer sehr gering ist. Ist es nicht ganz natürlich, dass wir wie sie zur Zeit der großen Jagdzüge jetzt auf Fahrt gehen?

EISIGE LAGER

Wir verlassen also Norway House am 10. Dezember. Wegen der vielen Essvorräte habe ich drei Schlitten mit je vier Hunden nehmen müssen.

Gestern hat es stark geschneit, und auch jetzt umgibt uns noch der Wirbel weißer Flocken wie ein dichter Vorhang. Eine gute Weile vor Tagesanbruch fährt der erste Schlitten los, gelenkt von Tenagibachak. Neben ihm sitzt Mustagan als Führer. Die Lampen im Haus senden Lichtstrahlen aus, die aber nur wenige Schritte weit in den Nebel vordringen. Unsere Blicke folgen einige Sekunden lang den pelzvermummten Silhouetten, dann verschwimmen die Gestalten in den wirbelnden Flocken.

Der zweite Schlitten startet, danach kommt die Reihe an mich. Ich muss den Abschied kurz machen, denn es kommt darauf an, dass man der Spur folgt, ehe sie vom Wind verweht ist. Mein Schlitten fährt los, taucht in die Schneewogen und gleitet in die Nacht hinein. Es ist niemand bei mir, ich bin zur Würde eines selbstständigen Schlittenlenkers aufgestiegen. Das stolze Gefühl, das ich darüber empfinde, dauert nicht lange an. Die beißende Kälte dringt mir in die Haut, die Schneewirbel nehmen mir den Atem, die eisigen Kristalle blenden mich. Wie soll man überhaupt bei Nacht und Nebel eine Schlittenspur erkennen? Das Gespann ist zum Glück tüchtiger als sein Lenker, denn die Hunde ziehen sicher auf der Spur.

Mehrere Stunden sehe ich von meinen Gefährten nichts. Solange es noch dunkel ist, beunruhigt mich dies keineswegs, denn ich vermute, dass die Hunde die Schlittenspuren wahrnehmen. Doch schließlich scheint durch die Nebelschicht das erste graue

Licht, trübe, matt und ohne Tiefe. Und jetzt bemerke ich mit Schrecken, dass vor meinen Hunden gar keine Schlittenspur vorhanden ist. Sind wir falsch gefahren? Ich halte an und gehe ein paar Schritte voraus, um nachzusehen, ob ich die Überreste einer Spur finde. Nichts, absolut nichts. Was nun? Umkehren, solange es noch geht? Weitersuchen?

Aber wo?

Die Hunde werden ungeduldig. Sie wollen weiterlaufen und setzen sich ohne jedes Zögern schnell wieder in Trab. Zweifellos kennen sie sich besser aus als ich, und ich brauche wohl nur ihrem Instinkt zu vertrauen. Wir stürzen uns von Neuem in die eisig kalten Wirbel.

Es wird früh wieder dunkel. Auf einmal ist die Dämmerung da, und plötzlich packt mich die Angst. Ich habe das Gefühl, dass ich verloren bin, dem Schneesturm ausgeliefert, ohne Möglichkeit, mich gegen die Kälte zu schützen. Die Angst dringt immer tiefer und schüttelt mich bei jedem Windstoß. Hat der weiße Tod mich schon in seinen Fängen?

Plötzlich beginnen die Hunde zu galoppieren und freudig zu bellen, und nach wenigen Minuten lande ich benommen und vor Kälte halb erstarrt neben einem großen Feuer. Die Kameraden zeigen keinerlei Erstaunen über meine plötzliche Ankunft. Wenn sie auch an meinem Scharfsinn zweifeln sollten, so haben sie doch zu dem der Hunde vollstes Vertrauen. Die tüchtigen Hunde!

Zum ersten Mal sehe ich mit Staunen die verschiedenen abendlichen Vorbereitungen. Während dieser langen Reise werde ich genügend Muße haben, mich daran zu gewöhnen. Schließlich kommt die Zeit zum Schlafengehen – mit Bangen erwartet,

aber auch mit der geheimen Hoffnung, für eine Weile vor dem Ansturm der Kälte geborgen zu sein.

Nah am Feuer bereiten die Gefährten den Boden für die Lagerstätten. Der leichte, feine Schnee wird auf einer quadratischen Fläche von drei mal drei Metern beiseite gefegt. Statt Schaufeln bedient man sich hierbei der breiten Schneeschuhe. Hier werden wir die Nacht verbringen. Auf drei Seiten wird der Schnee zu Wällen aufgehäuft. Die vierte Seite, die so ausgerichtet wird, dass der Wind den Rauch vom Lager wegtreibt, wird vom Feuer eingenommen.

Dann richten die Indianer die Betten her. Sie breiten auf dem festgetretenen Schnee ein großes Büffelfell aus. Auf diesen Teppich legen sie dann eine breite Wolldecke von der Hudson's Bay Company. Die Kopfpolster kommen an den Schneewall, die Fußenden zum Feuer hin.

Während die anderen mein Bett herrichten, mache ich mich fertig zum Hineingehen. An Ausziehen ist nicht zu denken, im Gegenteil! Man packt alles auf sich, was man an wärmenden Sachen bei sich hat, und zwar so schnell wie möglich. Früher benutzte man mit Vorliebe Säcke aus Pelz, in die man ganz hineinkroch, heute ist man davon abgekommen. Sehr angenehm sind Pelzstiefel, nur müssen sie sehr lang sein, bis zur Hüfte, und so weit, dass man sie über Mokassins, Gamaschen und Hose ziehen kann. Ein Pelzmantel ist unentbehrlich. Dieser muss außerdem eine weite, gefütterte Kapuze haben, die man über die normale Pelzmütze zieht. Für die Hände braucht man Pelzhandschuhe. Um das Ganze zu verbinden und komplett zu machen, wickelt man sich mehrfach in eine große Reisedecke.

Jetzt wird man gebettet. Eingemummt lege ich mich auf die große Decke, und dann vollenden die Indianer ihr Werk. Man

könnte mich schon jetzt für ein Bündel Pelze halten, aber Mustangan wirft noch weitere Decken und einen großen Pelz auf mich, und dann werde ich von allen Seiten eingeschlagen. Auch die zärtlichste Mutter könnte ihr Kind nicht liebevoller und sorgsamer umhegen. Diese Prozedur des Eingeschlagenwerdens ist zuerst sehr angenehm. Die Indianer beginnen an den Füßen und rücken dann allmählich zum Kopf vor. Dort angekommen, bedecken sie, ohne zu zögern, auch diesen und schieben die Deckenränder unter meine Schultern. Und das ist sehr unsympathisch. Das scheußliche Gefühl des Erstickens wird auch durch die beruhigenden Worte der Indianer nicht gemindert. Begraben unter diesem Berg von dicken Pelzen, fühle ich mich dem Erstickungstod nahe, während die Gefährten mir versichern, dass ich morgen noch genauso quicklebendig sein werde.

Die Indianer, die mit den Gefahren des Übernachtens im Freien vertraut sind, schärfen mir ein, dass ich so liegen bleiben muss, ohne mich zu rühren. Wenn man die Decken in Unordnung bringt, dringt sofort die Kälte ein, und es kann passieren, dass man unbemerkt im Schlaf erfriert. Um mich ihren Anweisungen gefügig zu machen, erzählen mir die anderen von einem Reisenden, der in der Nacht, ohne es zu merken, sein Gesicht entblößte, wahrscheinlich weil er instinktiv nach frischer Luft lechzte. Als er etwas später richtig wach wurde, fasste er mit seiner Hand an etwas Hartes, das er für einen Axtstiel hielt. Doch in Wahrheit war es seine erfrorene Nase!

Aber wer packt die wackeren Indianer ein, wenn sie ihren Missionar versorgt haben? Durch ihre lange Praxiserfahrung sind sie an diese primitive Schlafart gewöhnt und wissen sich so gut in ihre einzige Decke aus Kaninchenfellen einzuwickeln, dass die

Außenluft und auch die Kälte nicht an sie heran können. Als Säuglinge sind sie in einem Moossack aufgewachsen, der am Deckenbalken ihres elterlichen Wigwams hing. Sie haben die Gewohnheit angenommen und behalten, unbeweglich dazuliegen. Daher kommt es selten vor, dass sich ein Indianer im Schlaf bewegt.

Für mich ist diese Nacht entsetzlich. Ich kann keinen Schlaf finden. Immer wenn ich halbwegs eingeschlafen bin, wache ich keuchend und nach Luft ringend wieder auf. Die Furcht vor dem Erfrieren zwingt mich zu absolutem Stillliegen, was bei den Erstickungsanfällen fast unerträglich ist. Endlich beginnen die anderen sich zu rühren. Erleichtert richte ich mich auf, mehrere Stunden vor Tagesanbruch, und stoße die Pelze, die mich die ganze Nacht gemartert haben, von mir. Doch schon im nächsten Augenblick bedauere ich es! Unter meinen vielen Hüllen bin ich in Schweiß geraten. Jetzt, als ich mich der Luft aussetze, springt mich die Kälte an – fünfzig Grad unter null. Mir klappern die Zähne und die Knochen im Leibe, und ich habe das Gefühl, in einen Schraubstock gespannt zu sein. Die Gesichtsmuskeln ziehen sich zusammen, die Nase verkrampft sich. Krallengriffe schnüren mir die Schultern ein, zerfleischen mir den Rücken und die Lungen. Tausend scharfe Stiche nehmen mir den Atem. Ich brülle vor Schmerzen. Ich wickle mich in meine Decke und warte voller Angst darauf, dass die Indianer unser Feuer wieder anfachen. Werde ich die schneidende Kälte bis dahin ertragen?

Eine Stunde später brechen wir bei Dunkelheit und Sturm wieder auf, aufgewärmt und gut verpackt. Und wieder folge ich einsam den unsichtbaren Schlittenspuren der Gefährten, von meinen wackeren Hunden geleitet. Die zweite Nacht ist nicht an-

genehmer als die erste. Ob ich mich je an das Erstickungsgefühl gewöhnen werde und in Ruhe schlafen kann?

Heute, Donnerstag, wird die Strecke schwierig sein, denn wir müssen einen großen Wald durchqueren. Mustagan lässt mich die Spitze übernehmen, damit er mir beim Überwinden von Hindernissen helfen kann.

Wenn eine schwierige Stelle kommt, springt Mustagan vom Schlitten und geht vor den Hunden her. Wir dringen in ein Wald-dickicht ein. Die niedrigeren Zweige streifen uns und zwingen uns zu häufigem Anhalten. Mustagan haut mit dem Beil den Weg frei. Viele alte, durch die Schneelast umgestürzte Bäume blockieren die Durchfahrt. Es ist gar nicht einfach, mit unseren schwer beladenen Schlitten über diese Stämme hinwegzukommen. Wir gehen neben den Schlitten, wir schieben und halten sie, wenn sie zu kippen drohen, und ermuntern die Hunde. Es ist eine mühsame Arbeit, die mich sehr anstrengt. Mustagan kommt mir oft zu Hilfe, aber wenn ich dann warten muss, bis er mir mit seinem Beil den Weg freigeht, friere ich erbärmlich. Wir waten durch den tiefen Schnee, und wenn wir unsere Schlitten stützen wollen, versinken wir bis zu den Knien. Der eisige Schneestaub dringt in unsere Stiefel, sickert durch die Kleider und bedrängt uns überall. Da wir jetzt durchnässt und vor Kälte starr sind, können wir auch keine Ruhepausen machen. Erschöpft durch den scharfen Frost und die dauernde Anstrengung komme ich an unserem Lagerplatz an.

Wir haben jetzt den großen Wald fast hinter uns. Der morgige Tagesmarsch wird nicht mehr ganz so anstrengend sein. Wir werden hier übernachten, trockenes Holz ist massenhaft vorhanden. Mustagan findet eine Stelle, wo der Wald im vergangenen Sommer durch einen Brand verwüstet worden ist. Die Bäume,

vom Feuer abgetötet, aber nicht verzehrt und noch aufrecht stehend, sind so trocken, dass sie wunderbares Brennholz liefern. Wir nehmen die Äxte von den Schlitten und gehen den abgestorbenen Stämmen zu Leibe, wobei uns wieder etwas warm wird. Die Stämme haben einen Durchmesser von dreißig bis achtzig Zentimetern und sind zwanzig bis dreißig Meter lang. Ein Dutzend dieser wie Schiffsmasten dastehenden trockenen Fichten wird gefällt und in drei bis vier Meter lange Stücke zersägt. Dann tragen wir das Holz auf einen Haufen, wobei wir die trockensten Stücke und die Späne ganz nach unten legen. Mustagan zündet das Ganze an, und bald haben wir ein prächtiges Feuer, das eine hochwillkommene Wärme spendet.

Diesmal ist die Nacht weniger schlimm. Dank meiner großen Müdigkeit und weil ich endlich überzeugt bin, dass ich nicht erstickten werde, kann ich nun schlafen.

Der Freitag bricht mit prächtig klarem Himmel an. Über unserer Abfahrt strahlt der Morgenstern. Die Strecke ist leicht. Mustagan setzt sich neben mich und dirigiert die Hunde mit der Stimme. Wir durchfahren ungeheure Ebenen, die bald von strahlend heller Sonne übergossen sind. Der Schnee hat sich gesetzt und trägt die Hunde, die jetzt munter ausgreifen ... Aber heute Abend wird er auch die Wölfe tragen!

Für die Nacht sammeln wir einen großen Holzvorrat. Wir müssen damit rechnen, dass wir von den großen, grauen Nordlandwölfen angegriffen werden. In der Tat spüren sie uns auf und umkreisen unser Lager mit schauerhaftem Heulen, sodass mir das Blut in den Adern erstarrt. Glücklicherweise schließen sich die Tiere fast nie zu größeren Rudeln zusammen, sondern sind höchstens zu sechst oder acht. Trotzdem muss man immer

ein besonders starkes Feuer unterhalten, wenn man merkt, dass diese gefährlichen Feinde in der Gegend umherschleichen. Das Feuer ist der sicherste Schutz.

Die wilden Stimmen der Wölfe bilden eine aufregende Begleitmusik bei unserer Abendandacht. Nach dem Essen setzen sich alle Teilnehmer zusammen. Die Häupter trotz der Kälte ehrfurchtsvoll entblößt, hören sie ein Kapitel aus der Bibel, das ich in ihre Sprache übersetzt habe. Wir singen ein Lied, dann knien alle nieder zum Gebet. Was für ein erstaunlicher Anblick, diese abendlichen Andachten an einem riesigen Feuer auf einer endlos weiten, leeren Ebene! Und was für eine Schönheit liegt auf diesen friedlichen Gesichtern, mitten im Heulen des Sturmes und der Hunde und manchmal auch der Wölfe ...

DER BLIZZARD

Wir durchqueren endlos weite, völlig menschenleere Ebenen. In zehn Reisetagen sind wir keiner Seele begegnet, wir haben keinen Wigwam gesehen, keine Spur gekreuzt.

Ich bekomme langsam Geschicklichkeit im Lenken meines Schlittens und gewöhne mich auch an die Hunde. Heute Morgen, als wir an einer Schlucht entlangfahren, geriet mein Schlitten in Gefahr. Doch durch einen kräftigen und geschickten Ruck brachte ihn Koonaa wieder ins Gleichgewicht. Der tüchtige Hund! Er hat sich einen Extrafisch verdient, ausnahmsweise bekommt er ein bescheidenes Frühstück.

Als es Mittag wird, kann Koonaa nicht mehr richtig Schritt halten. Er ist träge, schleppt sich mühsam vorwärts und unterstützt seine Kameraden überhaupt nicht.

»Das kommt von dem Fisch, den du ihm heute früh gegeben hast«, sagt Mustagan.

»Wieso?«

»Für die Hunde ist das schlecht. Für sie reicht es, wenn sie abends fressen.«

Am Abend beobachte ich mit Neugier die Fütterung der Hunde. Sobald wir am Lagerplatz ankommen, macht der Führer sie vom Schlitten los und lässt sie nach Belieben umherstreunen. Wenn sich in der Nähe Wild befindet, leisten sich die jüngeren Hunde das Vergnügen, darauf Jagd zu machen.

Wenn das Feuer angezündet ist und unser Essen zubereitet wird, werden währenddessen die Hunde gefüttert. Durch lange Erfahrung hat sich gezeigt, dass zwei Weißfische an jedem Abend ausreichen, unsere Renner bei voller Gesundheit und in guter Verfassung zu erhalten, viel besser als jede andere Nahrung. Manche sind an diese Essensregel so sehr gewöhnt, dass sie alles, was man ihnen zu anderen Tageszeiten vorwirft, liegen lassen.

Die Kälte ist so intensiv, dass die Fische steinhart gefroren sind. Bevor man sie den Hunden gibt, legt man sie auf einen Ast am Feuer, um sie aufzutauen. Dies geschieht vor den Nasen der Hunde, und während sie dem Auftauen ihres Nachtmahls zusehen, sind sie so nervös, so begierig und so neidisch aufeinander, dass es zu wahren Schlachten kommt. Einer oder zwei beginnen, und bald sind alle übrigen darin verwickelt. Die Hunde ein und desselben Gespannes streiten sich dabei eher selten, sondern meistens entbrennen die Kämpfe zwischen Hunden aus verschiedenen Gespannen.

Wenn sie ihre Mahlzeit beendet haben, scharren sie sich Löcher in den Schnee und kauern sich hinein, um dort, so gut

es geht, zu schlafen. Sie graben sich so gründlich ein, dass es manchmal schwierig ist, sie am Morgen wieder aufzufinden, auch wenn es nachts nur wenig schneit. Nicht selten kommt es vor, dass die weniger robusten, oft für einen hohen Preis eingeführten Hunde in ihrem Schneelager erfrieren.

Am nächsten Morgen starten wir in froher Stimmung. Es scheint ein schöner Tag zu werden. Im Laufe des Vormittags kommt plötzlich Wind auf, und bei den Kameraden zeigt sich eine Unruhe, die mich überrascht. Ist der Himmel nicht herrlich klar und blau? Der Wind wird immer stärker. Auf einmal sagt Mustagan zu mir:

»Wir müssen fliehen, da zum Wald hin, vielleicht erreichen wir ihn noch.«

»Warum denn fliehen? Es ist doch heller Sonnenschein?«

Der Wind nimmt ständig zu, und plötzlich hat der Blizzard uns gepackt. Ich bin starr vor Schrecken. Woher kommen diese Flockenwirbel, diese ungeheuren Sturmstöße? Die hochgejagten Eiskristalle prasseln mir mitten ins Gesicht. Ich drehe mich um, doch auch da kommt der Orkan von vorne. Der Graupelhagel sticht und macht mich blind, von allen Seiten kommt er gleichzeitig. Keine zehn Schritte weit kann ich sehen. Wo sind jetzt die anderen? Wo ist Mustagan? Mein Gespann scheint ganz verwirrt zu sein. Der Sturm fegt durch die Ebene und wirbelt ganze Wolken an Schnee hoch, sodass man nichts mehr sieht.

Nun begreife ich, warum man vor dem Blizzard fliehen muss. Aber wie soll man gegen diesen Eisstaub ankämpfen? Die spitzen Nadeln stechen grausam und zwingen mich, die Augen zuzumachen. Sie dringen mir in Mund und Ohren. Das Sturmgeheul

nimmt mir den Atem. Ich fühle mich in diesem wilden Aufruhr verlassen und verloren.

Was tun? Weiterfahren – auch auf die Gefahr hin, dass ich noch weiter von den anderen abkomme? Anhalten – und vielleicht im Frost zugrunde gehen? Schon viele sind auf diesen großen Ebenen bei einem Blizzard, unter Schnee begraben, umgekommen.

Da taucht aus einem Wirbel Mustagan auf. Es gelingt ihm, indem er dem Geheul der Hunde folgt, unsere Mannschaften wieder zu sammeln. Die Schlitten werden als Schutzwälle aufgestellt. Die Menschen und die Tiere drängen sich zusammen, um der Kälte besser Widerstand zu leisten. Ein Feuer anzumachen ist unmöglich! Wir werden hier erfrieren, wenn es uns nicht gelingt, in einer stilleren Zwischenpause in den Wald zu flüchten. Schließlich, nach langem Warten, klärt sich für kurze Zeit die Luft, und wir können Schutz im Dickicht suchen.

Donnerstag überqueren wir mehrere kahle Bergrücken, über die der Wind hinwegfegt. Der Schnee ist dort zu spitzen Eisnadeln gefroren, die unseren Hunden die Pfoten verletzen. Mustagan lässt halten, damit den Tieren Schuhe angezogen werden können. Es sind Schuhe aus Hirschleder, von denen wir einen großen Vorrat mitführen. Sie werden mit kräftigen Riemen an den Pfoten der Hunde befestigt.

Es kann vorkommen, dass die Eisnadeln die dünnen Häute zwischen den Zehen zerschneiden oder gar die Krallen wegreißen. Und wenn ein Hund Verletzungen davonträgt, ist er zu nichts mehr zu gebrauchen. Er bleibt dann stehen und verweigert jede Dienstleistung – so lange, bis man seine Pfote mit etwas harzgetränkter Watte verbunden hat.

Die Hunde lieben diese Schuhe sehr. Manche wenden alle möglichen Listen an, damit man sie ihnen anzieht. Sie tun zum Beispiel so, als seien sie schwer verwundet. Auch die wilden und bössartigen legen sich dann winselnd auf den Rücken, strecken ihre Pfoten in die Luft und halten sie dem Führer eine nach der anderen hin, damit er ihnen Schuhe anzieht.

Ebenso beliebt wie die Schuhe sind auch drei oder vier kleine Glöckchen, die die Hunde an den Halsbändern tragen. Wenn wir einen Hund bestrafen wollen, nehmen wir ihm seine Glöckchen weg.

An diesem Abend schlagen wir das Lager am Rand eines Waldes auf. Am Himmel glitzern die Sterne, und die Luft ist ruhig. Aber plötzlich bricht der Blizzard wieder los. Wie ein Ungeheuer, das nach Beute sucht, fährt er heulend durch die Wälder, über Seen hinweg, durch die ungeheuren Ebenen. Im Nu ist unser Lager verwüstet. Die mühsam aufgetürmten Schneewälle werden von dem Sturm, der in alle Richtungen wirbelt, weggetragen. Das Feuer, das so munter gebrannt hat, wird vom Schnee erstickt. Wo die Flammen eben noch Wärme und Helligkeit verbreiteten, strudelt jetzt eine dichte, unaufhörlich hin und her gewehrte Schneeflut.

Mustagan ruft mir zu, ich solle unbeweglich liegen bleiben, solange das Wüten des Schneesturms anhält. Trotz des Aufruhrs schlafen wir im Schutze unserer warmen Decken ungestört, und der Neuschnee breitet eine weitere warme Hülle über uns.

Das Erwachen ist dagegen weniger angenehm. Alles ist im Schnee begraben. Selbst die Hunde sind verschwunden. Wir müssen überall den Schnee durchwühlen, um sie aufzustöbern. Die Schneeschuhe, die Geschirre und sogar die Schlitten, alles

muss einzeln ausgegraben werden. Dabei dringt uns die Kälte schneidend in die Haut.

Zum Feuermachen müssen wir den ganzen Schnee wegräumen und neues Holz schlagen, denn das vom Abend ist zu nass geworden.

Samstagabend suchen wir uns einen Lagerplatz, der für eine längere Rast geeignet ist. Wir machen ziemlich zeitig halt, damit wir einen reichlichen Holzvorrat zusammenbringen können. Denn wir wollen einen ruhigen Sonntag verbringen.

MUSTAGAN, DER SCHLITTENFÜHRER



NIEMALS SKLAVEN!

Als die dritte Woche unserer Fahrt zu Ende geht, erblicken wir in der Ferne Wigwams. Ich freue mich sehr, dass ich nun endlich echten Indianern begegnen werde, solchen, die noch glücklich und fern von den Weißen leben. Ich bin so gespannt auf diese Begegnung, dass wir beim Einbruch der Dunkelheit nicht haltmachen, sondern weiterfahren, denn ich möchte das Indianerdorf noch heute erreichen. Zu unserer Überraschung hören wir Geschrei, als wir näher kommen, und dann eine wilde, von lautem Brüllen begleitete Musik. Meine Gefährten erklären mir, dass diese Indianer wahrscheinlich von einer Kriegsfahrt zurückgekommen sind und nun ihren Sieg feiern. Wir nähern uns mit Vorsicht.

Das ganze Dorf gibt sich dem Freudentaumel hin, es ist eine scheußliche Orgie im Gange. Die Krieger des Stammes haben ein Lager von Schwarzfußindianern überfallen und mitten in der Nacht hundert ihrer Erbfeinde umgebracht. Als Siegestrophäen tragen sie die Skalpe ihrer Opfer.

Für Mustagan ist diese Grausamkeit seines Volkes schmerzlich. Er drängt darauf, dass wir bis zum nächsten Wald weiterfahren, denn er will die Nacht nicht in der Nähe dieser mit blutigen Skalpen dekorierten Wigwams verbringen. Eilends entfernen wir uns von der Stätte dieses grausigen Festes.

Im Dunkeln ist es schwierig, einen guten Lagerplatz zu finden, sodass wir an einer offenen Stelle ohne Windschutz übernachten. Das Feuer will nicht richtig brennen. Die Kälte ist furchtbar und lässt mich nicht schlafen, und außerdem verfolgen mich die barbarischen Szenen bei den Indianern.

Am nächsten Morgen, als wir aufbrechen, werden die Hunde hintereinander angeschirrt. Das ist ein schlechtes Zeichen: Die Fahrt wird durch Wälder gehen! Gestern im offenen Land waren die Hunde fächerförmig angeordnet, sie konnten ungehindert ausgreifen, jeder machte seine eigene Fährte. Heute steht uns eine harte Arbeit bevor.

Wo der Wald zu dicht ist, haut Mustagan die Äste ab und bahnt uns einen Weg. Aber er allein wird damit nicht fertig. Wir müssen alle mithelfen, Astwerk beseitigen und den tiefen Schnee mühsam festtrampeln, damit die Schlitten weiterkönnen.

Wenn wir zu Fuß gehen, benutzen wir Schneeschuhe. Sie sind anderthalb Meter lang und dreißig Zentimeter breit und bestehen aus Geflecht. Ausgestattet mit diesen ebenso unbequemen wie brauchbaren Instrumenten läuft Mustagan mit erstaunlicher Ausdauer vor den Hunden her. Am meisten aber wundert mich, dass er nie die Richtung verliert, obwohl die vielen Hindernisse, die umgangen werden müssen, uns zu ständigen Zickzackwegen zwingen.

3. Januar 1841

Bei starkem Schneesturm kommen wir plötzlich an einem indianischen Lager an. Wie hat Mustagan es nur gefunden? Es ist mir ein Rätsel. Doch wir werden freundlich aufgenommen, und die Indianer hören unsere Botschaft mit Ehrfurcht an.

Abends bricht in einem der Wigwams ein Streit aus. Zwei Männer haben ein Pferd gestohlen, und jeder beansprucht es für sich. Der eine macht dem Streit ein Ende, indem er seinem Kameraden mit dem Tomahawk den Kopf spaltet. Ist das nicht die

einfachste Lösung? Mit dem Pferd hinter sich, den Skalp des Gefährten triumphierend durch die Luft schwenkend, zieht er zu seinem Wigwam zurück.

Voller Empörung mische ich mich ein. Der Bandit behandelt mich von oben herab:

»Wir sind keine furchtsamen Weiber, Bleichgesicht! Wir kämpfen ohne Erbarmen, um unsere Feinde ausplündern zu können, das ist unsere Lebensfreude.«

Am nächsten Tag spreche ich am Lagerfeuer von der Liebe Jesu:

»Gehorcht Gott, dann werdet ihr in Frieden leben können.«

Sofort erheben sich Protestrufe:

»Wir sind niemals Sklaven anderer gewesen. Nur Feiglinge gehorchen. Was bringt uns der Frieden? Wir leben für den Krieg!«

Tatsächlich ist es keinem je gelungen, dieses stolze Volk zu unterwerfen. Durch brutale Grausamkeit hat man ganze Stämme ausgerottet, aber nie erreicht, dass sich auch nur ein einziges Stammesmitglied unterwarf.

9. Januar 1841

Am Feuer bereite ich mich für die Nacht vor.

»Mustagan, wo ist denn bloß mein zweiter Pelzstiefel?«

Wir suchen alles ab, doch vergeblich. Aber woran nagt Koonas da? Es ist der Absatz meines Stiefels, Koonas ist dabei, ihn, wenn auch mit einiger Mühe, zu verschlingen. Alles andere ist bereits verschwunden. Du abscheulicher Räuber, deinetwegen werde ich erfrieren! Mustagan will ihm den Überrest entreißen. Doch wozu? Das Tier soll seinen Raub behalten und es ruhig bis zum letzten Riemen genießen, wenn es so viel Freude daran findet ...

Seit Langem haben wir es aufgegeben, ihm seine Diebereien abzugewöhnen. Fast alle unsere Hunde sind abscheuliche Diebe. Uns alles zu stehlen, was wir unbedingt brauchen, ist ihr größter Spaß. Sie verschlingen alles, auch das Unwahrscheinlichste: Geschirr, Peitschen, Pelzmützen und alte Stiefel entlocken ihnen ein genießerisches Grunzen. Und was sie wegen Übersättigung nicht mehr in sich hineinschlingen können, das wird mit List verscharrt. Ihre Streiche bringen uns viel Unannehmlichkeiten, manchmal aber müssen wir auch herzlich darüber lachen.

10. Januar 1847

Über die Ebene gleitet ein schwarzer Punkt. Die scharfen Augen unseres Führers erkennen einen Schlitten, dessen Weg den unseren kreuzen wird. Mustagan richtet es so ein, dass wir den fremden Indianer bald erreichen. Es ist ein Jäger, der zu seinem Wigwam heimkehrt. Wir folgen ihm.

Als wir um das Feuer sitzen, versuche ich eine Unterhaltung anzuspinnen. Aber meine Bemühungen bleiben erfolglos. Nur eines interessiert ihn – er fragt meine Kameraden aus, wem wir begegnet seien. Ob wir Schwarzfußindianer gesehen hätten? Oder Pferde zum Stehlen? Er begeistert sich daran, seine jüngsten Heldentaten zu erzählen, wobei er sich bemüht, gewöhnlichen Räubereien einen heroischen Anstrich zu geben.

Er lädt uns jedoch ein, in seinem Wigwam zu übernachten. Der Boden der Hütte ist so abstoßend schmutzig, dass ich mich auf eine Plane lege und ermüdet neben unserem Gastgeber einschlafe. Am anderen Morgen sagt er höchst erstaunt:

»Was bist du für ein merkwürdiger Mann? Du schläfst hier ruhig ohne jeden Argwohn, wo ich dich doch hätte töten und ausrauben und ins Dickicht werfen können!«

Mein naives Vertrauen hat diesen Wegelagerer berührt. Jetzt können wir miteinander reden.

12. Januar 1841

In einem Wigwam erzähle ich vom Tod Jesu, der sich zum Opfer dargeboten hat, um die Schuldigen zu erretten. Die Indianer können sich nicht damit abfinden, dass ein Schuldloser sich freiwillig dem Tode aussetzt. Mustagan erwidert ihnen:

»Denkt doch an die Geschichte, die unsere Väter uns überliefert haben. Damals, als der englische Hauptmann massakriert werden sollte und der Häuptling schon das Zeichen gab, hat sich Pocahontas, seine Tochter, über den Gefesselten geworfen. Sie hat zu ihrem Vater gesagt: »Du kannst mich töten, wenn du willst, aber den weißen Mann sollst du nicht anrühren.« Hat sie den Gefangenen nicht dadurch gerettet, dass sie sich dem Tod ausgesetzt hat?«

Die edelmütige Gesinnung der Opferbereitschaft spricht die Indianer innerlich an, sie hören der Geschichte nun ohne Widerspruch zu.

DIE WINDEGOOS

Das Thermometer zeigt heute Abend 52 Grad unter null. Die Kälte macht unser Abendessen schwierig. Nur mit Mühe können wir den Schnee in den ans Feuer gestellten Kesseln zum Schmel-

zen bringen, und wir müssen lange auf den Tee warten. Um uns Wärme zuzuführen, kochen wir das fetteste Fleisch, das wir besitzen: ein Stück Bärenfleisch und einen halben Biber.

Endlich können wir den kochend heißen, kräftigen und stark gesüßten Tee in unsere Tassen gießen. Das Schwierige ist nun das Trinken, weil der Tee in der Tasse schon nach zwei bis drei Minuten gefriert. Auch das Fleisch gefriert wieder – dreimal während dieser Mahlzeit. Und bevor wir weiteressen können, müssen wir es wieder in den Kessel mit kochendem Wasser legen, den wir zu diesem Zweck am Feuer haben stehen lassen.

12. Februar 1841

»Mustagan, was bedeuten diese schwarzen Löcher an der Böschung da?«

»Das sind Öfen zum Braten von Hunden, Herr. Die Indianer braten ihre Lieblingshunde, und dann essen sie sie bei einem Festmahl zum Gedenken an irgendeinen Vorfahren.«

»Die armen Hunde! Was sie ausstehen müssen!«

»Sie heulen entsetzlich.«

Am Abend ist es wieder genauso kalt wie gestern. Wir übernachten am Rande eines Fichtenwaldes.

»Herr, unsere Hunde werden heute Nacht trotz ihres dicken Felles frieren. Ich werde ihnen Betten machen.«

Mustagan höhlt im Schnee einen grabenartigen Schacht aus und breitet dichte Zweige auf dem Boden aus. Die Hunde legen sich eilends und voll Freude auf diese Unterlage.

20. Februar 1841

Wir entdecken einen einsamen Wigwam neben einer Gruppe Birken. Kein Rauch steigt aus dem spitzen Dach, und in dem Neuschnee ringsumher ist keine einzige Spur zu sehen. Wer mag hier wohnen?

Im Eingang erscheint ein Indianer mit beunruhigend stechenden Augen. Sein Gesicht wirkt ebenso intelligent wie hinterhältig. Bei seinem plötzlichen Auftauchen läuft es mir kalt den Rücken hinunter.

»Er ist ein Zauberer«, flüstert mir Mustagan zu.

Der Indianer erklärt uns, warum er hier so einsam lebt:

»Viele Jahre bin ich mit einem Zauberer umhergezogen, um von ihm die Geheimnisse zu erfahren, die er über die Menschen und die Natur wusste. Er hat mich gelehrt, welche Kräfte in den Pflanzen und Tieren sind. Ich kenne die Heilmittel und weiß, wie man sie anwendet. Jetzt warte ich darauf, dass die Geister zu mir reden. Zwanzig Tage lang habe ich nichts zu mir genommen, nur abends nach Sonnenuntergang Wasser von ausgekochten Knochen. Nun faste ich so lange, bis die Geister mich durch die Reiche des Himmels führen, um mich die Geheimnisse des Lebens und des Todes zu lehren.«

Er erzählt uns einige seiner Visionen. Seine Worte flößen meinen Führern eine Angst ein, die mich wundert. Als wir weiterfahren, frage ich Mustagan nach dem Grund.

»Herr«, sagt er, »du kennst die Arzneien des Zauberers nicht. Er kann die Kranken heilen, noch öfter aber vergiftet er die Gesunden. Wenn er ein paar Tropfen von den Giften, die er fabriziert, ins Essen mischt, kann er auf der Stelle töten oder wahnsinnig ma-

chen oder grauenhafte Schmerzen hervorrufen. Das ist der Grund, warum die Indianer vor den Medizinmännern zittern.«

»Und warum duldet ihr sie?«

»Durch ihre Urteilsprüche werden die Gesetze und Regeln des Stammes aufrechterhalten. Ohne diese Angst gäbe es keine Ordnung mehr.«

»Und die Windegoos, Mustagan?«

»Ja, du hast recht, Herr! Die Indianer fürchten die Windegoos, die bösen Geister, die darauf aus sind, ihnen Unheil anzutun. Denn sie sind es, die das Wild vor den Jägern verscheuchen, die die Stürme schicken und die Wanderer in die Irre führen und sogar verschlingen. Um den Zorn der bösen Geister zu besänftigen, hält sich der Indianer an den Zauberer.«

25. Februar 1841

Als der Tag sich neigt, stehen wir mitten auf einer endlosen, vom Sturm überfegten Ebene, wo nichts gegen die Gewalt des Windes Schutz bietet. Die Nacht auf einem so miserablen Lagerplatz wird qualvoll sein. Mustagan hat auf seinem Schlitten etwas trockenes Holz, genug, um unser Essen zu kochen, aber nicht genug, um uns damit zu wärmen.

Auch an den folgenden Tagen stoßen wir in dieser waldlosen Gegend nur auf einzelne Birken. Sie schützen nicht im Mindesten vor den schneidend kalten Winden und liefern nur sehr schlechtes Brennholz, denn ihr Holz verkohlt und gibt fast keine Wärme. So sind die Nachtlager auf den nackten, allen Winden preisgegebenen Ebenen ziemlich trostlos.

Der Mangel an wirklicher Ruhe setzt mir sehr zu. Ich bin abgespannt durch den aufreibenden Kampf gegen die erbarmungslosen Winde und die ständige Kälte.

3. März 1841

Die Kälte ist furchtbar. Die Temperaturen bewegen sich um sechzig Grad. Nachts winseln die Hunde zum Erbarmen. Mustagan steht auf und zieht ihnen als wärmende Fußbekleidung ihre Schuhe an. Diese kleine Aufmerksamkeit bringt die Klagelaute der Hunde zum Verstummen. Der gute Mustagan! Mitten in der Nacht aufzustehen, ist keineswegs angenehm. Wenn ein Indianer sich in seine Pelzdecke aus 120 Kaninchenfellen eingewickelt hat, wird ihm warm und er schwitzt, auch beim ärgsten Sturm. Es ist eine wahrhaft heroische Tat, aus dem warmen Nest herauszukriechen und die Hunde aufzusuchen.

8. März 1841

»Mustagan, was ist das da für ein merkwürdiger Wald? Mit den Stämmen, die zwei oder drei Meter über dem Boden abgesägt sind? Sieht es nicht so aus, als wenn der eine Stumpf zurechtgehauen wäre und einen Bären darstellen soll? Und der andere dort einen Menschen?«

»Das sind die Götzenbilder dieses Stammes.«

»Hat der alte Stumpf da, der so rissig und von Ameisen zerfressen ist, nicht ein menschliches Gesicht? Und steckt nicht in der Mundhöhle eine gebratene Hundedeule und auch Tabak? Sind das eure Götter?«

»Herr, du weißt, dass ich zu diesen Göttern kein Vertrauen mehr habe. Ich höre den Großen Geist in den Wäldern. Ich sehe im Donner und im Sturm seine Macht. Ich erkenne seine Güte in den Rentieren, den Bibern und den Bären, die er uns im Winter gibt. Bei jedem Mondwechsel bereitet er uns unsere Nahrung. Ich habe seit Jahren über diese Dinge nachgedacht, und ich weiß, dass der Große Geist gütig ist. Aber mein Volk begreift das nicht. Wir glauben nicht, dass der Große Geist in diesen toten Baumstümpfen ist, aber wir wissen nicht, wie er ist. Wir haben ihn noch nie gesehen und können uns nicht vorstellen, wie er aussieht.«

Auf der kahlen, sonnenbeschienenen Ebene greifen die Hunde munter aus. Mustagan setzt sich neben mich, und wir sprechen lange von Jesus und der Liebe des Vaters.

15. März 1841

Als wir an ein Dorf herankommen, vernehmen wir die gellenden Schreie der alten Geisterbeschwörer, begleitet von dem dumpfen Dröhnen ihrer Trommeln. Mustagan sagt brummend:

»Die Armen! Sie meinen, damit könnten sie die Windegoos verjagen und das Unglück abwenden!«

In dem größten Wigwam des Dorfes erkläre ich den um das Feuer versammelten Indianern das Gleichnis vom verlorenen Sohn und die Liebe Gottes. Sie hören mit Interesse zu, bleiben aber ängstlich. Die Zauberer sitzen dabei und überwachen jedes Wort, bereit, den Glauben der Väter zu verteidigen. Einer der Indianer erklärt:

»Mein Vater hat von diesen Geschichten nie gehört. Warum soll ich sie jetzt anhören? Wie mein Vater gestorben ist, so will ich auch sterben.«

Daraufhin erhebt sich Mustagan:

»Ist unsere alte Religion nicht immer unser Feind gewesen? Sie hat uns nichts als Leid gebracht. Mein früheres böses Leben war wie eine schreckliche Krankheit, oft hätte ich schreien können. Solange ihr an der alten Religion festhaltet, werdet ihr immer unglücklich sein. Ich selbst habe sie aus meinem Herzen hinausgeworfen, und jetzt bin ich glücklich, weil ich weiß, dass der Große Geist uns liebt.«

FRÜHLING

Seit einigen Tagen steigt die Temperatur langsam an. Der Frühling kommt! Der April bringt Stürme. Mit Ungeduld warten wir darauf, wieder Blumen zu sehen und das Murmeln der Bäche zu hören.

Wir eilen nach Osten, doch die Fahrt ist sehr beschwerlich. In den Ländern mit viel Schnee sind die Wochen, die den Frühling einleiten, die trostlosesten des ganzen Jahres. Der Wind häuft neue Schneewehen auf und schiebt das Kommen des Sommers immer wieder hinaus, sodass man fast verzweifelt. Dann verwandeln die ersten Regengüsse die Fahrbahn in ein Meer von Matsch. Nur mit Mühe kommt man in dem schweren Schnee noch voran. Die Hunde versinken in den Vertiefungen, und nur mit großer Anstrengung kann man den Schlitten wieder flottmachen.

Anfang Mai 1847

Mehrere warme Tage folgen. Unter den brennenden Strahlen der Sonne wird die Eisdecke auf den Seen ziemlich dünn. Das Tau-

wetter bringt uns in Gefahr. Wir fahren nicht sehr weit vom Ufer einen See entlang und ahnen nicht, wie brüchig unsere Fahrbahn ist.

Auf einmal habe ich das Gefühl, als wenn das Eis sich unter dem Gewicht des Schlittens biegt. Im nächsten Augenblick ist die Schlittenkufe von Tenagibachak schon eingebrochen. Überrascht und beunruhigt will ich meine Hunde anhalten. Aber Mustagan hat die Gefahr sofort erkannt:

»Nicht anhalten, Missionar. Fahr gleichmäßig weiter, nicht ruckweise, und halte auf das Ufer zu.«

Auch die Hunde haben die Gefahr sofort gespürt. Aus eigenem Instinkt schlagen sie einen gleitenden, regelmäßigen und vorsichtigen Trab ein und bringen uns in sanftem Lauf auf das sichere Land.

In den folgenden Tagen brechen heftige Stürme die Eisdecke auf dem See entzwei und zerschneiden sie in einzelne, durch offene Kanäle getrennte Felder. Daraufhin nehmen wir unseren Weg durch die Wälder. Dann setzt wieder starker Frost ein, sodass sich in wenigen Stunden auf den offenen Stellen wieder Eis bildet und die getrennten Felder neu verbindet. Ein ausgiebiger Schneefall ebnet die neuen und alten Eisflächen ein, und der See gibt wieder eine angenehme Fahrbahn ab.

Aber Mustagan ist besorgt. Er befürchtet, dass das neu gefrorene, noch dünne Eis auf den Kanälen, wenn wir darüberfahren, bricht. Durch den Schnee sind die gefährlichen Stellen verdeckt. Um sie zu erkennen, geht unser Führer vor den Schlitten her. Doch trotz seiner langjährigen Erfahrung ist sein Gang nicht sicher. Und schon gibt das Eis unter seinen Füßen zum ersten Mal nach, das Wasser sprudelt hoch. Aber Mustagan, erstaunlich be-

hände, ist schon auf den Rand des festen Eises gesprungen und zeigt uns, welchen Umweg wir machen müssen. Dann brechen zwei nebeneinander laufende Hunde ein. Aber auch sie kommen schnell wieder herauf, da wir ihnen helfen und an ihren Riemen ziehen.

Plötzlich versinkt Tenagibachaks Schlitten und dreht sich im Wasser nach unten. Auch der Fahrer fällt ins Wasser, ebenso einer seiner Hunde. Wenn wir ihnen nicht zu Hilfe kommen, können beide ertrinken. So schnell es geht, fischen wir sie aus dem Wasser. Dann gehen wir an die schwierigere Bergung des Schlittens. Während wir aus einiger Entfernung das schwere, an den Eisrändern verhakte Fahrzeug heranziehen, werden Tenagibachak und sein Hund von der Kälte überfallen. Kaum aus dem Wasser gezogen, sind sie schon von einer dicken Eisschicht bedeckt und beginnen jämmerlich zu wimmern. Nachdem wir den Schlitten hochgehievt haben, eilen wir zum Ufer und entfachen dort ein großes Feuer, das unsere armen Vereisten von ihrem Panzer befreit.

Dann folgen etwas wärmere Tage, das Thermometer schwankt um null. Wieder bringt das Nahen des Frühlings trostloses Wetter. Es schneit jeden Tag, aber jetzt ist es nicht mehr der schöne leichte Pulverschnee der Wintermonate, sondern schwere, nasse Flocken sinken lautlos und eintönig hernieder. Unter unseren Füßen ballt der Schnee sich zusammen, er schmilzt und pappt. Von den Zweigen fällt er in dicken Packen herunter und landet unten mit dumpfem Aufprall in der weichen Masse, die den Schall verschluckt. Wir kriechen unter niedrigen Ästen her, durch die ein feiner Regen sickert. Wir tauchen in Nebel ein und wissen nicht, ob wir auf dem richtigen Weg sind. Wir sind vom

Schnee durchnässt. Wir waten durch Matsch und dampfen vor Feuchtigkeit. Es ist ein mühsames Vordringen und ermüdet sehr.

Unter dem Einfluss dieses deprimierenden Wetters überkommt mich häufig Mutlosigkeit. Während der letzten Wochen habe ich versucht, meine Enttäuschung vor mir selbst zu vertuschen. Doch jetzt bricht meine ganze Niedergeschlagenheit offen durch.

Seit fünf Monaten überqueren wir die schneebedeckten Ebenen, eine zehntausend Kilometer lange Spur haben unsere Schlitten auf dieser ungewöhnlichen und aufregenden Reise in die weißen Flächen gegraben. Wir sind in nahe Berührung mit wild lebenden Indianern gekommen. Ich habe in ihren Wigwams gewohnt und bin mit ihnen auf Jagd gegangen, habe sie beobachten können, ihren Charakter, ihre Lebensweise ... Und doch bin ich enttäuscht! Keiner dieser Indianer gleicht dem Indianer meiner Kindheit, dem, den ich wiederfinden möchte.

Die Algonkins, die ich getroffen habe, sind imponierend und großartig. Aber das Edle in ihnen wird durch ihre heidnische Gesinnung entwertet. Überall regiert die Missgunst, die Gewalt, die Unmoral. Die Menschen sind unglücklich, gehetzt von einer ständigen Angst. Ein armes Volk! Nach außen stark, stolz und unerschrocken, doch wegen seiner rauen Sitten ohne Freude.

Im Vorbeifahren stoße ich an einen dick mit Schnee bepackten Ast. Der ganze Baum gerät ins Schwanken und lässt eine weiße Hülle auf mich herunterfallen, sodass ich fast von dem schweren Schnee verschüttet werde. In diesem nassen Dunst sieht alles trüb und trostlos aus. Jeder Glanz, jede Schönheit ist erloschen. Gegen den Sturm kann man mutig ankämpfen, die Windstöße fordern zum Widerstand heraus. Dieser zähe Schnee dagegen

legt sich lähmend aufs Gemüt. Ich bin abgespannt und müde. Werde ich den Indianer meiner Träume jemals finden?

Als wir beim Durchqueren eines Waldes auf eine Lichtung kommen, stoßen wir auf frische Spuren, die uns durch dichten Nebel zu einem Hügel führen. Es ist ein Grab. Der Besuch muss heute erst stattgefunden haben, denn ringsherum ist der Schnee beiseite geräumt, und man sieht noch die Überreste eines Mahles. Auf dem Grabhügel sind in regelmäßiger Anordnung Zähne und Krallen von Grizzlybären hingelegt.

Gegen Abend klart das Wetter etwas auf. Die Wolkendecke lockert sich auf. Von den unberührten weißen Flächen strahlt ein mattes Licht zurück. Der schwere Schnee bekommt wieder Glanz, und die Konturen der Dinge werden wieder sichtbar. Wir atmen freier. Schließlich zerreißt der Wind die Nebelschwaden. Leuchtend dehnt sich jetzt vor uns die grenzenlose Ebene. Der Widerschein der untergehenden Sonne belebt die sanft geschwungenen Hügel mit zarten Farben. Auch in unserem Innern leuchtet eine neue Hoffnung auf.

Im schwindenden Tageslicht eilen wir auf einen Wald zu, als mein Schlitten mit einem plötzlichen Ruck zum Stehen kommt. Eine Kufe ist zerbrochen. Tenagibachak hilft mir beim Reparieren, während Mustagan mit dem dritten Schlitten vorausfährt, um eine geeignete Stelle zum Übernachten zu suchen. Wir werden seiner Spur ohne Mühe folgen können, da sie nicht durch neuen Schnee verwischt wird.

Die Nacht ist schon hereingebrochen, als Mustagan und sein Gefährte in ein Dorf gelangen. Der tiefe Schnee verschluckt das Geräusch ihres Gespanns. Niemand hat sie kommen hören. Sie lauschen. Aus einem großen Wigwam dringen Töne an ihr Ohr.

Sie gehen näher hin und hören zu ihrem Staunen Gesang – nicht die monotonen Beschwörungsformeln der heidnischen Zauberer, der Medizinmänner, sondern ein christliches Lied. Darauf spricht eine kräftige und klare Stimme ein Gebet: »Herr, sende uns doch einen Missionar.« Die Bitte wird mit großer Inbrunst mehrmals wiederholt: »Herr, sende uns doch einen Missionar, der uns hilft, dich besser zu erkennen durch dein Wort, dich und deinen Sohn Jesus Christus!«

Freudig bewegt hebt Mustagan das Leder hoch, das als Tür dient, tritt leise ein, kniet inmitten der Indianer nieder und betet mit. Als sie sich erheben, kündigt er ihnen das Eintreffen eines Missionars an. Voller Begeisterung drängen sich nun alle um ihn. Mit Freudenrufen und Tränen des Glücks nehmen sie ihn in ihrer Mitte auf. Sie meinen, er komme auf ihr Gebet hin geradewegs vom Himmel. Ihr Stamm hat vor Jahren das Evangelium angenommen, als sie noch fern im Osten lebten. Dann, nachdem auch sie fliehen mussten, haben sie seit Langem jegliche Verbindung mit der christlichen Kirche verloren. Aber sie sind ihrem neuen Glauben treu geblieben und haben ein rechtschaffenes Leben geführt. Auch achten sie immer noch die Sonntage.

Als ich eine Stunde später in dem Dorf eintreffe, empfängt mich Mustagan mit den Worten:

»Herr, sie warten schon auf dich.«

Wir bleiben ein paar Tage bei diesen Indianern, die nach der Erkenntnis Gottes streben, dann setzen wir unsere Fahrt nach Norway House wieder fort. Mir tut es leid, dass ich diesen jungen Christen nicht wenigstens ein Evangelium habe dalassen können, einen Wegweiser für ihren aufstrebenden Glauben. Unterwegs sagt Mustagan zu mir:

»Herr, gib uns Gottes Wort in unserer Sprache, und lehre uns lesen.«

IM RINDENKANU



DAS BOOT

Das Tauwetter hält uns in Norway House gefangen. Der Sommer naht, und wir bereiten eine neue Fahrt vor. Im Sommer führt durch dieses riesige Land voller Urwald, Seen und Sümpfe kein fester Weg. Die einzigen Reiserouten sind die Flüsse. Durch seine Seen und Flüsse besitzt das Land ein wertvolles Netz von Wasserwegen, Tausende von Kilometern lang. Wir werden unsere Reise also im Kanu machen.

Vor unseren Augen fließt majestätisch der Nelson River. Warum brechen wir nicht auf, worauf warten wir?

»Es ist noch zu früh, Missionar. Der Saskatchewan führt jetzt noch Treibeis, und der Lake Winnipeg ist durch Eisfelder blockiert. Aber wir werden dir in der Zwischenzeit ein gutes Kanu bauen.«

Meine Freunde machen sich ans Werk. Sie holen sich Birkenrinde, die biegsam und widerstandsfähig ist. Der erfahrene Kanubauer bemüht sich, die Rindenstücke möglichst groß zu machen. An dem Birkenstamm macht er deshalb zuerst einen langen, senkrechten Schnitt und dann an dessen oberem und unterem Ende einen waagerechten Schnitt rund um den Stamm. Mit einem langen Messer löst er dann die Rinde vorsichtig in einem Stück vom Holz des Stammes ab. Um schließlich die einzelnen Rindenstücke zusammenzufügen, näht er sie mit dünnen Fichten- oder Tannenwurzeln aneinander. Wenn sie in Wasser eingeweicht und anschließend ausgiebig durchgeknetet werden, sind diese Wurzeln so geschmeidig wie Lederriemen.

Das durch Zusammennähen entstandene »Tuch« aus Rinde wird über ein festes Gestell gespannt und wiederum mit Wurzeln festgenäht. Dünne, im Halbkreis gebogene Stäbe aus Zedern- oder

Edeltannenholz verstärken das Ganze. Sie sind elastisch genug, um bei Stößen nicht zu brechen, und doch so stark, dass das Boot seine gleichmäßige Form und seine Festigkeit behält. Zum Schluss werden alle Nahtstellen mit Fichtenharz überzogen, ebenso wie alle besonders empfindlichen oder ungeschützten Teile.

»Komm mit, Missionar, und sieh zu! Wir wollen ausprobieren, ob das Kanu dicht ist.«

Das Boot wird zwischen zwei Bäumen aufgehängt und mit Wasser gefüllt. Jede undichte Stelle wird sofort erkannt und mit Harz verdichtet.

Das Kanu aus Rinde flößt mir keinerlei Vertrauen ein, es ist so leicht und so zerbrechlich! Aber die Indianer versichern mir, dass ich seine vielen Vorzüge bald erkennen werde.

Ein bisschen enttäuscht bin ich offen gestanden auch von dem Aussehen Kahwonabys, der bei dieser Sommerfahrt unser Steuer- mann und Führer sein soll. Sicher, kräftige Muskeln hat er, aber die stolze Haltung Mustagans besitzt er nicht, auch nicht dessen entschlossenes Wesen. Allerdings muss ich zugeben, dass er bei der Leitung des Bootsbaus sowohl Gewissenhaftigkeit als auch Können bewiesen hat. Und ich war erstaunt, mit was für einer Freundlichkeit und Sanftheit er den Arbeitern seine Anordnungen gab, und wie schnell und bereitwillig diese befolgt wurden. Vielleicht hat dieser stille Mensch viel mehr Autorität, als man bei seinem ruhigen, bescheidenen Wesen annehmen würde.

Mitte Juni 1841

Wir besteigen das Rindenkanu und starten. Wir fahren den Nelson River hinauf, am Ufer des Lake Winnipeg entlang und dann

in den Saskatchewan River. Natürlich ist diese Reise sehr viel angenehmer als unsere Fahrt im Winter. Vor allem haben wir bequeme Nachtlager und eine viel leichtere Verpflegung.

Allmählich fasse ich auch Zutrauen zu unserem Kanu und lasse mich von den Wellen schaukeln. Aber was bedeutet dieser plötzliche Stoß? Wir sind über eine treibende Eisscholle hinweggerutscht. Mit ihrer scharfen Kante hat sie unseren Bootsrumpf aufgeritzt, und das Wasser dringt in Strömen ein. In großer Eile erreichen unsere Ruderer das Ufer, während ich, soweit es geht, das einströmende eisige Wasser ausschöpfe. Am Land zünden die Ruderer ein Feuer an, um Harz zu schmelzen. In der Zwischenzeit untersuche ich mit Kahwonaby die Wunde unseres Bootes. Der Steuermann flickt die Rinde wie den Riss in einem Kleidungsstück und näht sie mit feinen, weichen Fichtenwurzeln sorgfältig wieder zu. Eine gute Lage Harz macht die Stelle wasserdicht. In kurzer Zeit ist das Boot wieder fahrbereit.

Abends schlagen wir am Ufer unter Bäumen unser Lager auf. Ein großes Feuer flackert und erhitzt die Kessel, und daneben steht das Zelt, in dem wir schlafen. Am Feuer halten wir unsere Abendandacht. Wenn in der Nähe Indianer wohnen, nehmen sie daran teil. Alle freuen sich, wenn sie Lieder und Geschichten aus der Bibel hören.

Während der Tauperiode ist das Flusswasser trüb, was uns oft in unangenehme Situationen bringt. So laufen wir eines Tages auf einen Felsen auf. Die Ruderer springen in das eisige Wasser, schwimmen um das Boot herum und können es jetzt, nachdem es leichter geworden ist, von dem Felsen herunterschieben.

Bei günstigem Wind hissen wir ein großes viereckiges Segel, das den Ruderern eine willkommene Hilfe darstellt. Die Fahrt auf den umwaldeten Flussläufen ist voller Reize.

2. Juli 1841

Seit drei Tagen begleitet uns als ziemlich anhänglicher Gefährte der Regen. Das schlechte Wetter ist sehr strapaziös, denn im Kanu gibt es keinerlei Schutz, weder Zelt noch Kabine. Jeder Regenguss kommt herab wie eine Sintflut, und in wenigen Minuten ist alles durchnässt – die Kleider, das Gepäck, der Proviant. Das Schlimmste ist, dass man immer auf der gleichen Stelle sitzen muss, im Regen genauso wie bei brennender Sonne, einmal völlig aufgeweicht und am nächsten Tag ausgedörrt von der Hitze. Aber keinem kommt es in den Sinn, die Fahrt wegen dieser unangenehmen Umstände zu unterbrechen. Und abends legt man sich am Land zum Schlafen auf die Erde, egal, ob sie trocken oder nass ist.

3. Juli 1841

Die Flussufer sind durch den Regen zu Morasten geworden, wir finden nirgends eine Stelle zum Lagern. Das Kanu ist nun auch nachts unsere einzige – und schwankende – Unterkunft. Essen und auch schlafen müssen wir im Boot, ohne Feuer.

ÜBER LAND

Wir nähern uns den großen Wasserfällen, die unserer Bootsfahrt eine interessante Abwechslung bescheren werden. Ein dumpfes

Donnern zeigt, dass sie nicht mehr weit sind. Bald darauf gelangen wir in das schäumende Wasser an ihrem unteren Ende und fahren vorsichtig bis nahe an die Strudel heran.

Wir erreichen das Ufer an einem »Landekai«, an dem ein Fußpfad beginnt, die »Tragestrecke«. Zügig entladen wir das Boot, das nun von zwei Indianern getragen wird. Das Gepäck wird auf die anderen Ruderer verteilt. Sie laden sich die Ballen auf den Rücken und binden sie mit Riemen fest, die sie über ihre Stirn legen.

Der Weg ist auf dieser Tragestrecke schlecht – sehr lang, weil eine ganze Reihe unbefahrbarer Stromschnellen umgangen werden müssen, und sehr holperig, immer wieder unterbrochen von Felsen und gefällten Bäumen. Es ist eine mühevollen Arbeit, die Kanus über alle diese Hindernisse hinüber zu bugsieren.

Mit Bewunderung beobachte ich den Gang der Indianer. Es ist weder ein Marschieren noch ein Laufen, eher eine Art Springen. Erstaunlich, mit was für einer Geschwindigkeit sie vorwärtskommen! Noch schneller ist ihr Schritt, wenn sie ohne Gepäck zurückkommen, um eine zweite Ladung zu holen. Obwohl ich gut zu Fuß bin, bleibe ich hinter ihnen sehr bald zurück.

Für mich bringt die Tragestrecke eine angenehme Entspannung nach der eintönigen Bootsfahrt. Stunden- und tagelang im Kanu zu sitzen, ohne sich zu rühren, ist anstrengender, als man denkt – wenn man nicht, wie die Indianer, von Kind auf daran gewöhnt ist. Ein Marsch auf unebenem Fußpfad durch Tannen- oder Birkenwälder wird dann zu einem erholsamen Genuss. Die Luft ist milde und duftet, malerische Felsformationen säumen den Weg, und das Auge nimmt begeistert die tausend kleinen Einzelheiten auf, die der Wald vor ihm ausbreitet.

Als das Hindernis umgangen ist, bringen wir das Kanu wieder ins Wasser, vertäuen die Ladung und setzen den Weg auf dem Flusslauf fort.

»Kahwonaby! Werden wir nicht in die Wasserfälle abgetrieben werden? Die Strömung ist hier furchtbar stark, warum steigen wir schon hier ein?«

»Herr, die Tragestrecke ist sehr lang, wir kürzen sie so viel wie möglich ab.«

Die Ruderer kämpfen mutig gegen die starke Strömung an. Es gelingt ihnen: Langsam, immer nah am Ufer bleibend, schiebt sich unser Boot stromaufwärts.

9. Juli 1847

Wir haben unser Zelt am Ufer aufgeschlagen. Bäume gibt es hier nur wenig. So weit der Blick reicht, dehnt sich eine weite, grasbewachsene Ebene. Es ist die von den Indianern so geliebte Prärie.

In der Nacht weckt mich ein seltsames Dröhnen. Zieht ein Gewitter auf?

Nein. Was erdröhnt, ist der Boden, man spürt die Erschütterung.

»Schnell ins Boot!«, ruft Kahwonaby. Noch schlaftrunken leiste ich ihm Folge, ohne zu verstehen, warum. Hastig treiben die Ruderer das Kanu auf den Fluss hinaus. Das beängstigende Dröhnen kommt näher und näher. Es ist wie eine riesige, finstere Welle, die am Fluss entlang über die Prärie dahinfegt. Hinter der Welle erhebt sich unter wildem Brüllen eine ungeheure, die ganze Ebene bedeckende Staubwolke. Eine Erdkatastrophe scheint hereinzubrechen, meine Kehle ist wie zu-

geschnürt. Schließlich bricht aus dem Dunkel der Nacht eine schwarze, trompetende Masse hervor, die am Ufer des Flusses entlangbrandet und auf ihrem Weg alles niederwalzt. Die Welle braust vorüber, eine zweite folgt, dann noch eine. Dann zieht das Dröhnen langsam ab, und auf der in Staub gehüllten Ebene tritt wieder Ruhe ein.

Zu Tausenden sind die rasenden Büffel vorbeigebraust. Von sinnloser Panik getrieben haben sie alles auf der Ebene vernichtet und auch unser Lager in blinder Grausamkeit zertrampelt.

»Kahwonaby, warum haben wir die Büffel nicht mit Gewehrschüssen in eine andere Richtung gejagt?«

»Das kann man nicht. Diese Riesenherden lassen sich durch nichts zum Stehen bringen. Die ersten werden von den Tausenden anderen, die in Raserei geraten sind, rettungslos nach vorn getrieben.«

Unser Zelt liegt in Fetzen. Wir ziehen das Kanu auf das Ufer und drehen es um, sodass es uns als Schutzdach dient.

17. Juli 1847

Auf einer Tragestrecke begegnen wir einem prachtvollen Kanu der Hudson's Bay Company. Obwohl es zwölf Meter lang und in der Mitte zwei Meter breit ist, hat es doch nur einen Meter Tiefgang. Vorne und hinten läuft es spitz zu und endet jeweils in einer schmalen Kante. Mit drei Fahrgästen und sechs Ruderern transportiert es rund eine Tonne Fracht, und trotzdem ist es so leicht, dass zwei Mann es ohne Mühe tragen können.

Seltsame Gegensätze: Kurz darauf treffen wir auf einen einzelnen Jäger, der in der einen Hand sein Gepäck trägt und mit

der anderen sein winziges Kanu hält, das wie ein Hut auf seinem Kopf thront!

DIE STROMSCHNELLE

Das Wetter ist schön, der Wind günstig. Also fahren wir in den See hinein. Plötzlich bricht ein Sturm los. Ich kann mich nur schwer an die krassen Wetterumschläge gewöhnen, die das Fahren auf den Seen Kanadas so gefährlich machen. Mit ungeahnter Heftigkeit rast der Wind über die oft Hunderte von Kilometern langen Wasserflächen. Der Wellengang gleicht dem des Meeres. Der ganze See ist aufgewühlt, und das Unwetter bricht so plötzlich los, dass der Ruderer völlig überrumpelt wird.

Von den enormen Wellen hin- und hergeworfen, beeilen wir uns, zum Ufer zu kommen, und landen an der erstbesten Stelle. Alles rennt zu den schützenden Tannen. Auch das Boot und das Gepäck werden dorthin geschleppt. Vom Sturm gepeitscht, richten wir mit Mühe unser Zelt auf.

Das Unwetter stürzt sich auf die Wälder und Seeufer. Die Blitze blenden uns, der Donner zischt und dröhnt, dass man fast taub wird. Von der erschreckenden Gewalt des Sturmes umtobt, hocken wir benommen und erstarrt am Boden.

Unser Zelt wird von flammenden Blitzen umzuckt und erzittert unter dem Rollen des Donners. Ungeheure Wellen, weiß von Schaum und vom Wind zerfetzt, branden hoch und brechen sich am Ufer. Der Regen schüttet wie aus Eimern auf uns nieder. Ein altes indianisches Sprichwort sagt, dass aus einem Regen immer eine Sintflut wird. Wir müssen alle Kräfte aufbieten, um zu verhindern, dass der Orkan unser Zelt mit sich wegreißt.

Dann geht das Unwetter vorüber und zieht ab. Überrascht findet man sich in einer plötzlich beruhigten Natur wieder. Der wiederhergestellte Friede beeindruckt nicht weniger als der überstandene Sturm.

Ähnliche Aufregungen erwarten den Kanufahrer, wenn er Stromschnellen hinabfährt. Manche wildbachartige Flussstrecken, die man bei einer Bergfahrt durch Tragen der Boote umgeht, werden bei einer Talfahrt im Kanu zurückgelegt. Die Nähe einer Stromschnelle versetzt den Reisenden in Aufregung, oft sogar in Angst und Schrecken, denn das Durchfahren dieser Stellen ist ein interessantes, manchmal schwindelerregendes Erlebnis und fast nie gefahrlos.

Wenn man sich dem Punkt nähert, wo die Strömung zu toben beginnt, bieten die Ruderer alle ihre Kräfte auf, um dem Boot eine Geschwindigkeit zu geben, die noch größer ist als die des Wassers, damit sie das Kanu gut steuern können. Steuermann wie Ruderer stehen aufrecht im Boot. So können sie es am besten in die weniger gefährlichen Bereiche dirigieren. Der Fluss rauscht und braust. Auf allen Seiten spritzt das Wasser schäumend hoch, wenn es auf die Riffe prallt. Manchmal schießt das Boot mit erschreckender Geschwindigkeit auf einen Felsen zu, gegen den das Wasser tobend anrennt. Wer solche Fahrten nicht gewohnt ist, meint, das Kanu müsse jeden Augenblick zerschellen und in den wilden Strudeln rettungslos versinken. Aber durch einen kräftigen Ruderschlag des Steuermanns gelenkt, entgeht das zerbrechliche Boot der Gefahr. Es taucht in die aufgewühlten Fluten, streift mit der Bordwand die Riffe. Für ein paar Augenblicke treibt es still auf einer ruhigeren Gegenströmung, als überlege es, wie es am besten aus dieser vorübergehenden Ge-

borgenheit herausfahren soll. Dann stürzt es sich von Neuem in das wilde Labyrinth der zerfetzten Wogen mit ihrem ohrenbetäubenden Gebrüll, bis es schließlich am Ende der Stromschnelle wieder in ruhige Gewässer kommt. Plötzlich geht die Fahrt nun wieder leicht und friedlich.

Am Samstagabend gehen wir in einer kleinen Bucht, hübsch und windgeschützt, an Land. Hier wollen wir einen stillen Sonntag verbringen. Nach den Aufregungen und Kämpfen dieser Woche ist uns die Ruhe sehr willkommen.

KAHWONABY, DER STEUERMANN



IM WIGWAM

In der Nähe des Ufers, von Bäumen halb verdeckt, taucht das Indianerdorf auf. Es gibt viele Zelte, etwa hundert an der Zahl. Dicht stehen sie zusammen. Nicht, weil es an Platz mangelte, denn das Land ist endlos groß und die Bevölkerungszahl gering. Nein, dass man die Behausungen so eng zusammendrängt, geschieht aus Gründen der Sicherheit: Ein eng gebautes Dorf lässt sich besser gegen äußere Feinde verteidigen – umso schlechter jedoch gegen innere, gegen Krankheiten und Laster.

Wir legen an. Mit feierlicher Geste empfängt der Häuptling das erste Bleichgesicht, das sein Dorf betritt. Was für eine prachtvolle Gestalt, dieser Häuptling! In ihm verkörpert sich der ganze Stolz seines Volkes, der Adel und die ungebrochene Kraft der Freiheit. Seine imponierende Figur, die energischen Bewegungen, das intelligente, fein geschnittene Gesicht, der herrscherhafte Blick – alles das nötigt seinem Gegenüber Achtung und Respekt ab. Auch die Aufmachung des Häuptlings ist beeindruckend: Adlerfedern schmücken den Kopf, setzen sich in dichter Reihe über seinen ganzen Rücken fort und schleppen wie ein Schweif am Boden nach. Zwei Büffelhörner bezeichnen seinen Rang, und das lederne Gewand ist reich bestickt.

Der Häuptling lädt uns in seinen »Palast« ein. Aber was für eine Überraschung! Dieser prächtige Indianer wohnt in einem jämmerlichen Wigwam. Ein paar abgeschabte Felle bedecken dreizehn starke, sechs Meter lange Pfähle, die unten einen Kreis bilden und oben spitz zusammenlaufen, etwa einen Meter unterhalb der Enden fest verbunden. Im Innern befinden sich eine Feuerstelle, ein paar schwärzliche Geräte und aufge-

rollte Decken. Die Behausung des Nomaden, die sich mühelos abbrechen und transportieren lässt, bietet keinerlei Bequemlichkeit. Am Boden liegen noch die Reste der letzten Mahlzeit – das, was die Hunde übrig gelassen haben. Alles starrt vor Schmutz.

Der Häuptling ist nicht reicher als seine Untertanen. Hier lebt jeder von den Erträgen des Fischfangs und der Jagd, immer von der Hand in den Mund. Man kennt weder Eigentum noch Sparsamkeit. Diese wild lebenden Indianer mit ihrer imponierenden Freiheit sind in Wahrheit ständig vom drohenden Hunger gejagt. Sie haben kein Gemüse, kein Getreide, kein Brot, sondern leben nur von Wild und Fischen. Salz ist eine Seltenheit, bei manchen Stämmen ist es gänzlich unbekannt. Als höchste Leckerei gilt stattdessen Ahornzucker.

Der immer wechselnde Wohnort der Indianer wird bestimmt durch die Jagdmöglichkeiten: Mal ziehen sie dorthin, wo sie Büffel jagen können, mal folgen sie einem Entenschwarm. Ein anderes Mal lassen sie sich dort nieder, wo die Rentierherden durchziehen. Im Herbst fangen sie große Mengen Fische. Ist Wild in Fülle vorhanden, dann sind sie reich. Bleiben die Rentierherden aber aus, verfällt der Stamm dem Hunger. So schweifen die Indianer, ständig auf der Suche nach etwas zu essen, auf der Spur des Wildes unster durch das Land.

Wir nehmen teil am Mahl des Häuptlings und der Vornehmen des Stammes. Die Frauen haben ein Festmenü zusammengestellt: getrocknete Büffelzungen, eine Bärenschulter und einen halben Biber. Im Kreis um das Feuer sitzend, hauen alle ordentlich rein. Die abgenagten Knochen wirft man über die Schulter nach hinten, wo sich dann die Frauen darum streiten.

Als das Mahl beendet ist, kommt einer von den anderen Indianern zu mir. Ob das Bleichgesicht sein Kind gesund machen könne? Das Kind hat Krämpfe. Der Zauberer versucht bereits vergeblich, die bösen Geister auszutreiben. Zu diesem Zweck veranstaltet er einen furchtbaren Lärm und füllt das ganze Zelt mit Rauch. Das einzig sichtbare Ergebnis besteht darin, dass die gereizten Geister das Kind noch schlimmer schütteln. Armer kleiner Kerl! Seine Mutter hat draußen einen Hasen suchen müssen, den ihr Mann geschossen hat. Dabei hat sie den Kleinen mitgenommen, in einem Tragkorb, der als Wiege dient. Sie ist lange auf der Prärie umhergeirrt, und das Kind hat einen Sonnenstich bekommen. Es wird nun daran sterben, meine Bemühungen kommen zu spät.

An einer der Stangen des Wigwams hängt der moosgefüllte Ledersack, der das Letztgeborene beherbergt.

»Hast du noch andere Kinder?«

»Die beiden ältesten streifen um das Häuptlingszelt, sie hoffen, einen Knochen zu ergattern. Fünf sind schon tot. Die Windegoos haben sie erwürgt.«

Arme Mutter. Nicht die Geister haben dir die Kinder weggenommen. Es war der Schmutz in deinem Wigwam, das unregelmäßige Essen, der Hunger, das schlechte Wetter. Die Kindersterblichkeit in den Indianerwigwams ist erschreckend hoch. Am Abend sagt Kahwonaby:

»Mir ist schwer ums Herz, Missionar. Ich sehe, wie unglücklich mein Volk ist, weil es fern von Gott lebt.«

Am anderen Tag setzen wir die Bootsfahrt fort. Auf einmal schlitzt ein unter Wasser treibender Baumstamm die Rinde unseres Kanus auf. Der Riss ist ziemlich groß, das Boot beginnt so-

fort zu sinken, und wir sind mitten auf dem Fluss. Mit Mühe erreichen wir das weit entfernte Ufer, was nur dadurch gelingt, dass wir schwimmen und dabei das halb gesunkene Kanu allmählich bis ans Land bugsieren. Es ist schwierig, nun ein Feuer anzumachen. Das Kanu wird aufs Trockene gezogen und dann umgedreht. Wird es uns gelingen, den aufgeschlitzten Bug zu reparieren?

Kahwonaby trinkt ein Stück Stoff mit geschmolzenem Harz und pappt den Lappen auf den Riss. Die Stelle wird mit Wurzeln vernäht und mit Harz verdichtet.

Das Schlimmste ist, dass unsere Essvorräte teils versunken, teils durchnässt sind. Bis wir uns neuen Proviant beschaffen können, werden wir den Gürtel enger schnallen müssen. An den nächsten Tagen wundere ich mich, dass sich meine Portionen nicht verringert haben. Dann merke ich, dass die Gefährten hungern, damit mehr für mich übrig bleibt. Und dabei sind sie es, die den größten Teil der Ruderarbeit leisten!

ARBEIT IST FRAUENSACHE!

Dieses Dorf sieht besonders ärmlich aus, noch mehr als die andern. Niemand hat genug zu essen, die Jagd ist schlecht gewesen. Die Männer sind entmutigt und müde. Vergeblich haben sie auf der Suche nach Jagdwild die Wälder durchstreift. Sie tun mir leid, und ich übermittle ihnen die Aufforderung Jesu: »Kommt her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen.«

Doch die Jäger empören sich und protestieren: »Den Squaws, unseren Frauen, kannst du solche Reden halten. Sie geht es an, nicht uns. Sie sind müde, denn das Arbeiten ist ihre Sache.«

Die Männer ziehen sich in kleine Gruppen zurück und begeben sich zum Fluss, um ihre Pfeifen zu rauchen. Die Frauen laufen geschäftig hin und her. Die eine schleppt Wasser, eine andere Brennholz für den Wigwam. Einige bearbeiten Felle für Kleider, wieder andere nähen Mokassins.

Die Männer, selbst untätig, beaufsichtigen die Frauen, machen viel Geschrei und kritisieren sie, aber keinem kommt es in den Sinn, selbst anzupacken. Häusliche Arbeit jeder Art verachten sie aufs Tiefste. Sind sie unterwegs, besitzen sie eine bewundernswerte Ausdauer und ertragen ohne Klage Strapazen und Entbehrungen. Aber nie lassen sie sich dazu herab, im Dorf auch nur die kleinste Arbeit zu verrichten. Das, sagen sie, sei Frauensache. Sie, die Frauen, müssen, wenn der Stamm unterwegs ist, die Zelte abbauen, transportieren und wieder aufbauen. Ihre Sache ist es, für alles zu sorgen, was das Leben im Wigwam erfordert.

Zum Beispiel kann es sein, dass ein Jäger ins Dorf zurückkommt. Er hat im Wald einen Hirsch erlegt. Die Nachricht löst bei den Ausgehungerten große Freude aus, aber das erlegte Wild ist nicht da, weil der Mann es nicht hertragen wollte, trotz seines knurrenden Magens. Er ruft seine Frau, die gerade Holz spaltet:

»Geh in den Wald, meiner Spur nach, Hundeweib, und hol den Hirsch. Los, beeil dich, ich bin hungrig.«

Er wirft mit einem Stock nach ihr, um ihren Aufbruch zu beschleunigen. Nach zwei Stunden kommt die Frau dann erschöpft zurück. Die schwere Last trägt sie auf dem Rücken und hält sie mit einem Riemen, der über ihre Stirn gelegt ist. Trotz ihrer Erschöpfung macht sie sich sofort daran, die Beute zu zerlegen und zu kochen. Anschließend lädt ihr Mann großzügig zum Essen

ein. Die Herren verzehren behaglich das Mahl, während sie, die Arme, im Hintergrund auf ein paar Überreste lauert und um diese auch noch mit den Hunden kämpfen muss.

Die Frau beklagt sich nicht über ihr Los. Sie schätzt sich glücklich, dass sie arbeiten kann. Sie hat oft gesehen, dass Frauen misshandelt oder zu Tode geschlagen wurden, weil sie zu alt oder schwach geworden waren. Wenn sie sich nicht mehr nützlich machen kann, will der Mann oder Sohn sie auch nicht mehr ernähren müssen. Dass eine Frau mit Güte oder Freundlichkeit behandelt werden könne, das übersteigt das Vorstellungsvermögen sowohl der Indianerin selbst als auch das ihres Mannes.

Da Kahwonaby sich die Hand verletzt hat, habe ich mit einem Indianer einen Handel abgeschlossen: Eine Woche lang soll er uns das Brennholz liefern. Daraufhin holt er seine Frau und überträgt die ganze Arbeit ihr. Während sie das Brennholz sägt und spaltet, setzt der Gatte sich auf einen Baumstamm und raucht seelenruhig seine Pfeife. Doch dann regt er sich noch auf und schreit sie an:

»Mach doch voran, mir ist kalt hier!«

Kahwonaby hört es. Diesmal gerät der sanfte Steuermann in Zorn und jagt den faulen Kerl davon. Trotz seiner Verletzung greift er selbst zum Beil. Dabei kommt ein anderer Indianer vorüber.

»Was tust denn du da?«, fragt er. »Lass doch deine Frau die Arbeit machen!«

Kahwonaby gibt ihm keine Antwort. Mit kräftigen Hieben spaltet er weiter die Scheite.

Abends sagt er: »Herr, mein Volk macht sich unglücklich, weil es die Liebe Jesu nicht erkennt.«

Er schweigt, denkt nach und fügt schließlich hinzu:

»Missionar, mein Herz ist schwer, denn auch ich bin früher hart und schlecht zu meinen Angehörigen gewesen. Glaubst du, dass Gott mir das verzeihen kann?«

Beim Aufstehen am nächsten Morgen ist Kahwonaby wieder fröhlich:

»Die ganze Nacht habe ich geweint und gebetet. Jetzt bin ich ganz erleichtert. Ich wünschte, alle Indianer würden Gottes Liebe erkennen, damit sie alle glücklich würden.«

HUNGRIGE VÖGEL

September 1841

An diesem ersten Sonntag im September ruhen wir uns aus. Im trockenen Gras am Ufer liegend, sehen wir durch die Zweige dem Spiel der sanften Wellen zu. Der Winter naht. Das Laub der Büsche wird schon gelb, und auf dem Wasser schwimmen abgefallene Blätter. Etwas abseits von den anderen plaudere ich mit Kahwonaby.

»Missionar, hast du Vertrauen zu Budd?«

»Warum?«

»Er möchte gerne lernen, wie man eine Bootsgruppe führt.«

»Hat er denn genug Erfahrung?«

»Ich würde ihm erklären, was er machen muss, er lernt sehr schnell. Er würde das zweite Boot führen.«

»Gut, er soll es lernen.«

»Missionar, ich glaube, es würde ihn sehr freuen, diese Woche das Kanu, in dem du sitzt, zu steuern. Erlaubst du, dass ich ihn

für ein paar Tage meine Stelle übernehmen lasse? Es wird ihn sicherlich ermutigen, wenn du Vertrauen zu ihm hast.«

Abgemacht, Budd wird diese Woche mein Kanu lenken. Ich freue mich schon darauf, dem schön gewachsenen, kräftigen Burschen zuzusehen.

Dienstag

Budd führt unsere kleine Flotte gut. Er ist sehr stolz auf seine neue Würde. Zwar sollte er dies vielleicht vor seinen Ruderern nicht ganz so offen zeigen. Aber er bemüht sich, mich zufriedenzustellen, sowohl durch Liebenswürdigkeit als auch durch Geschicklichkeit. Auch hier kann ich wieder feststellen, dass man einen Indianer durch nichts so berühren kann, wie wenn man ihm Vertrauen zeigt. Durch Gewalt hat bisher noch niemand etwas bei diesem stolzen Volk erreicht. Verfolgung macht sie zu heldenhaften Märtyrern, aber nie zu Sklaven. Doch sobald man sich ihnen anvertraut, sind sie treu und zuverlässig und scheuen keine noch so große Mühe.

Donnerstag

Wir fahren den Fluss hinab und nähern uns seinen schönsten und gewaltigsten Wasserfällen, den »Silbernen Kaskaden«. Der Name rührt daher, dass sie, wenn man von unten den Fluss hinaufkommt, vor lauter Schaum völlig weiß aussehen, sogar aus der Entfernung. An den Wasserfällen ist der Fluss über dreihundert Meter breit, und nichts, was von der Strömung mit hineingerissen wird, kommt lebend wieder heraus.

Unsere zwei Kanus sind mit je sechs Mann besetzt. Als wir in die Nähe der Landestelle kommen, oberhalb der Wasserfälle, sind meine Ruderer beim Steuern auf einmal unbegreiflich leichtsinnig. Sie lassen unser Boot in die Strömung geraten, die es vom Land entfernt. Sofort werden wir mit großer Geschwindigkeit auf die Strudel zugetrieben. Endlich erkennen die Männer die Gefahr und rudern nun mit aller Kraft, um das Ufer zu erreichen und dem sicheren Tod in der Tiefe zu entgehen. Auch ich greife mir ein Ruder und setze alle Kräfte ein. Es ist ein erbittertes Ringen. Wird uns der Abgrund, der schon in nächster Nähe ist, verschlingen? Unser schwer beladenes Boot gehorcht dem Steuerruder nicht und wird abgetrieben. Aber trotzdem, unter Aufbietung all unserer Kräfte, rücken wir ganz langsam vorwärts, Zentimeter um Zentimeter. Nur fünf Meter trennen uns noch von der Landestelle, aber gerade dieses kleine Stück sind wir zu weit unterhalb! Die Männer des anderen Kanus sehen vom Ufer zu, voller Schrecken, aber außerstande, uns irgendwie zu helfen. Sie können uns nur anfeuern:

»Ziehen! Ziehen!«

Und schließlich berührt die Spitze des Kanus das heiß ersehnte Ziel. Wir sind gerettet!

Als die anderen Ruderer uns endlich auf das sichere Ufer steigen sehen, beginnen sie zu lachen. Wir seien kreidebleich gewesen, sagen sie. Und dieses Abenteuer werde uns wohl lehren, das nächste Mal rechtzeitig auf die Landestelle loszusteuern. Von Herzen zu lachen, wenn die Gefahr überstanden ist, liegt in der Natur der Indianer. Meinen Ruderern allerdings ist das Lachen vergangen, sie haben zu viel Angst ausgestanden. Auch ich brauche mehr als eine halbe Stunde, um mich von meinem Schrecken

zu erholen und meine Nerven wieder zu beruhigen. Wären wir nur einen einzigen Meter weiter abgetrieben worden, dann hätten wir die Landestelle nicht erreicht. Wir wären von der immer stärkeren, reißenden Strömung in den Wasserfall hineingesogen worden, und nie mehr hätte man auch nur die kleinste Spur von uns gefunden.

Um uns zu erholen, setzen wir uns hin und essen. Budd ist tief gekränkt – die anderen haben ein paar Witze über ihn gemacht –, und er schämt sich, weil er mich so in Gefahr gebracht hat. Er sitzt allein und erwartet den Beschluss, der ihm zeigen wird, dass er mein Vertrauen verloren hat. Kahwonaby hat geschwiegen, kein Wort des Tadels oder Vorwurfs ist aus seinem Mund gekommen. Doch jetzt steht er auf, geht hin zu Budd und bringt ihm selbst einen Fisch. Budd nimmt ihn in Empfang wie ein geschlagener Hund.

Auf einem schlechten Tragepfad werden wir jetzt den Wasserfall umgehen. Dazu lädt sich jeder seine Last auf, ob Kanu oder Gepäckstück. Kahwonaby lässt die Ruderer vorausgehen und wartet auf mich.

»Missionar, verzeihst du mir, dass ich dich von Budd habe steuern lassen?«

»Sprechen wir nicht mehr davon, mein Freund.«

»Herr, wärest du wohl damit einverstanden, auch weiterhin mit Budd zu fahren? Er ist so traurig, dein Vertrauen würde ihm wieder etwas Mut geben. Du brauchst unter seiner Steuerung jetzt nichts mehr zu befürchten. Er hat eine ordentliche Lehre bekommen, er wird jetzt sehr vorsichtig sein. Es würde mir sehr schwerfallen, heute wieder seine Stelle einzunehmen.«

»Kahwonaby, ich verstehe dich!«

Der gute Kahwonaby! Budd ist sein Schüler. Morgen wird der junge Bursche vielleicht schon sein Rivale sein. Er will ihn nicht entmutigen.

Unterhalb der »Silbernen Kaskaden« steigen wir wieder in die Boote. Budd zögert. Er wagt nicht, sich wieder an die Spitze zu setzen. Doch Kahwonaby fordert ihn auf:

»Fahr schon voraus, ich muss die Ballen hier noch besser festbinden.«

An diesem Tag wie auch an den nächsten Tagen findet Kahwonaby regelmäßig einen Vorwand, nicht an der Spitze zu fahren.

Durch die Regenfälle in den nächsten Tagen kühlt die Luft sich plötzlich ab. Eine schleichende Unruhe, eine plötzliche Traurigkeit ergreift uns: Der Winter kommt! Von Windstößen verfolgt, fahren wir den mächtigen Saskatchewan hinunter. Rings in Nebel eingehüllt, erkennen wir nur undeutlich die Ufer mit den gelb gewordenen Wäldern. Der zähe, monotone Wind reißt immer neue Blätter von den Bäumen und treibt sie wie große Vogelschwärme auf den Fluss hinaus.

Das Fahren in dem kalten Regen entmutigt uns. Im Nu sind wir bis auf die Haut durchnässt, und das Wasser rieselt über unsere frierenden Körper. Gegen starke Stürme anzukämpfen, macht mir Freude. Aber wenn ich einen pausenlosen Regen über mich ergehen lassen muss, tatenlos, in einem engen Boot, in dem man sich nicht rühren kann, dann sinkt mein Herz in sich zusammen.

Trübsal lagert auf dem Fluss, ein großes, graues Schweigen. Kein Vogelzwitschern dringt aus den Uferwäldern zu uns. Ölig und bleiern strömt der Fluss dahin, von Nebel überhangen. Die schweren Regengüsse hämmern auf das Wasser. Die Feuchtigkeit

keit durchtränkt das ganze Leben, löscht es aus. Wie Schatten gleiten wir durch eine Landschaft, die im Nebel stirbt.

Ich bin schlaff und müde, ich kann mir nicht mehr verhehlen, dass auch diese Reise mich enttäuscht hat. Seit vier Monaten befahren wir die Seen und Flüsse, vieles war großartig und aufregend. Wir haben prächtige Indianer gesehen, wir sind wunderbaren Ruderern begegnet. Unzählige Wigwams haben wir im Schoß der großen Wälder besucht. Wie viel stolze Kraft liegt im freien Leben dieser Indianer! Aber in den Wigwams – was für eine Trübsal, wie viel verborgene Not in diesen Heidenseelen! Gewalttätigkeit und Herzenshärte töten überall die Lebensfreude. Die Männer verachten die Frauen und erniedrigen sich dadurch selbst. Die Frauen, wie Hunde behandelt, sind jeder Würde beraubt. Ein bedauernswertes Volk – äußerlich so kühn und imponierend, aber innerlich erdrückt von den heidnischen Ängsten. Die Bosheit des Herzens untergräbt sein Glück.

Die Enttäuschung folgt mir nach. Nirgends habe ich es wiedergefunden, das Bild des Indianers, das sich mir in meiner Jugend eingepägt hat: edel und großherzig, rein von Gemüt und voll unverdorbener Kraft und Schönheit. Werde ich das Bild je wiedersehen?

Wir steuern auf das Ufer zu, wir möchten gerne landen. Zwei schwarze Tannen tauchen aus dem Nebel auf. Dazwischen liegt ein Grab. Auf dem Hügel stehen Rindenzeichnungen, die Hunde mit großen, unheimlichen Fangzähnen darstellen.

»Hier wollen wir nicht halt machen«, sagt Kahwonaby.

Wir fahren wieder auf den Fluss hinaus. Das grünlich graue Wasser gleitet trüb dahin, glanzlos, ohne jeden Widerschein des Sonnenlichts.

Gegen Abend dringt durch den Nebel etwas Helligkeit. Das Wasser kräuselt sich zu kleinen, heiteren Wellen. Von den nahen Hügeln rinnt ein Bach in plätschernden Kaskaden, und in den Fluten um uns spiegelt sich ein zarter Glanz – der Widerschein von Wolken, die in dem schrägen Licht des Sonnenuntergangs jetzt aufleuchten.

Vogelstimmen begrüßen die Schönheit des sinkenden Tages, und auch in unseren Herzen singt eine neue Hoffnung.

Als die Dunkelheit hereinbricht, landen wir in einer Bucht. Ein alter Mann, der das Geräusch der Ruder gehört hat, erwartet uns am Strand. Freundlich führt er uns zu seinem ärmlichen Wigwam, der bescheiden im Schutz eines kleinen Dickichts liegt. Eine alte Indianerin hockt vor einem spärlichen Feuer. In ihrem Alter ist das Holzschleppen eine Last. Ihr Mann hat sich am Ufer, als wir losgingen, einen Baumstamm auf die Schulter geladen, den die Strömung angetrieben hat.

Die Freundlichkeit, mit der das alte Paar uns aufnimmt, ist rührend. Ihre kärgliche Behausung atmet Frieden. Eine echte Zuneigung verbindet diese Ehegatten. Der Mann ist rücksichtsvoll zu seiner Frau. Er ist es, der das Feuer unterhält. Aber ihre gütigen Gesichter verraten eine große Müdigkeit. Was bleibt den beiden auch zu hoffen am Ende eines Lebens, das der harte Daseinskampf in diesen Wäldern aufgebraucht hat?

Wir sprechen von Gott und vom Heiland, der gekommen ist, um denen wieder Freude zu bringen, die mühselig und beladen sind. Die beiden Alten hören gebannt zu. Auf ihre Züge tritt ein lösendes, vertrauensvolles Lächeln:

»Seit Langem blicken wir zum Fluss, Tag für Tag, ob nicht jemand kommt, der uns lehrt.«

Nun stellen sie uns unermüdlich Fragen. Der Indianer, dessen Wissensdurst fast nicht zu stillen ist, fordert uns. Seine Frau, bedächtiger und schüchterner, lässt sich die wesentlichen Worte wiederholen und prägt sie sich in ihrem Herzen ein. Sie möchte sich entschuldigen, dass ihr Mann und sie so unersättlich sind in ihrer Wissbegierde:

»Wir sind wie hungrige Jungvögel im Nest, und ihr seid die Vogelmutter, die mit Futter kommt. Wir haben Hunger nach dem, was ihr uns bringt.«

Am nächsten Morgen, als der Fluss uns wieder weiterträgt, sagt Kahwonaby:

»Auch wir anderen alle haben Hunger nach dem Evangelium. Willst du uns nicht Gottes Wort geben, dass wir es auch lesen können?«

DIE SPRECHENDE RINDE



DAS SILBENALPHABET

Mai 1847

- »James, hast du meine Schüler gesehen?«
- »Nein. Sind sie nicht im Klassenzimmer?«
- »Nicht ein einziger, das Dorf ist völlig ausgestorben.«
- »Macht das Lernen ihnen keine Freude?«
- »O doch. Die Vokale können sie schon alle, manche kennen sogar schon die meisten Konsonanten.«
- Ein kleiner hinkender Bursche taucht auf.
- »Kommst du heute ganz allein zur Schule?«
- »Ja, weißt du es nicht? Die Gänse ziehen!«
- »Ja, und?«
- »Alle sind losgezogen, sie wollen sehen, ob sie welche kriegen können.«
- »Und kommen die anderen heute Nachmittag zurück?«
- »O nein! Morgen vielleicht, oder irgendwann.«

Juni 1847

- »Tennag, komm, sieh dir Budds Kanu an!«
- »Hast du gesehen, was er für schöne Rinden für das Boot des Missionars geholt hat?«
- Unschlüssig stehen die Kinder vor dem Wigwam, der als Schule dient. Plötzlich rennen alle an den Fluss, angelockt von einer aufregenden Nachricht:
- »Kahwonaby füllt Wasser in sein Boot, er testet es.«

Mit der Schule werden wir erst wieder anfangen können, wenn die Ruderer aufgebrochen sind ...

Juli 1847

»Kommt mit, Kinder, schnell!«

Schon stürmen meine Schüler nach draußen.

»Jagt den Kaninchen nach, da auf den Hügeln.«

Die Männer sind nicht da. Also machen sich die Frauen und die Kinder auf die Jagd nach den gemeldeten Kaninchen. Drei bis vier Tage wird das Dorf verlassen sein.

Oktober 1847

»James, unsere Kinder werden das Lesen nie lernen, sie sind ständig unterwegs. Wenn die Rudermannschaften zurückkommen, befasst sich das ganze Dorf mit dem Fischfang. Danach werden die Familien sich zerstreuen und Bären oder Blaufüchse oder Biber jagen. Nie werden die Indianer hier die Bibel lesen können, sie können noch nicht einmal das Alphabet!«

»Hast du den Mut verloren, Maria?«

»Unser Alphabet verwirrt sie. Es entspricht nicht ihrer Sprache, es ist zu kompliziert.«

»Ja, Maria, du hast recht. Man braucht eine Schreibweise, die einfacher ist, die man in wenigen Tagen erlernen könnte.«

Das Problem mit dem Alphabet macht mir Sorgen. Wir müssen eine einfache Schreibweise haben. Die nomadischen Indianer machen immer nur sehr kurz in Norway House Rast. Und auf

meinen Reisen möchte ich auch denen, die weit entfernt wohnen, das Lesen beibringen. Was tun?

Das Alphabet macht mir ständig Kopfzerbrechen. Wenn das Lesen leicht und schnell sein soll, muss dann nicht jeder Buchstabe so ausgesprochen werden, wie er normalerweise lautet? Wenn jedes Zeichen immer einer ganzen Silbe entspräche, dann bräuchte man beim Lesen diese »Buchstaben« nur auszusprechen und man hätte das Wort.

Wie viel Zeichen wären nötig? Gibt es nicht zu viele verschiedene Nuancen, Aspirationen, Klangformen? Wir müssen die typischen Silben einmal aufschreiben, wir müssen sehen, ob die Betonung wechselt, ob es lange und kurze Vokale gibt. Wie viel verschiedene Silben kommen bei den Indianern vor?

Ich zähle 36. Mit 36 Silben also, das heißt mit 36 Zeichen, wird es mir gelingen, die Sprache zu schreiben!

»Aber James, dein Alphabet wird ja viel schwieriger zu lernen sein als unseres!«

»Das stimmt. Aber die Indianer werden es viel leichter lernen, denn jeder Buchstabe bedeutet eine ganze Silbe ihrer Sprache. Und dann, Maria, wenn sie nur das Alphabet kennen, können sie sofort lesen!«

Nachdem ich die 36 Silben herausgefunden habe, bestimme ich für jede ein geeignetes Zeichen. Das sind nun meine 36 Silbenbuchstaben. Ich bringe sie in eine rhythmische Reihenfolge, damit sie leichter zu behalten sind. Großer Jubel erfüllt mich: Ich habe eine Schrift, die leicht beizubringen ist!

Aber nun muss ich sie ausprobieren. Ich übe mich, indem ich die Gespräche der Indianer mitschreibe. Es klappt ohne große Schwierigkeit, meine Buchstaben geben tatsächlich die Sil-

benlaute wieder! Jetzt mache ich mich daran, die Evangelien zu übersetzen. Bald werden die Indianer die Bibel lesen können!

Meine Experimente mit dem Alphabet haben mich bis zum Winter in Anspruch genommen. Die ersten Schlitten ziehen ihre Spuren auf den weiß beschneiten Flächen. Da erscheint in Norway House ein seltsamer Besuch. Zwischen den Häusern des Dorfes kreuzt ein wackeliger Schlitten auf, davor vier knochendürre Hunde. Auf dem Schlitten hockt ein altes Ehepaar in abgeschabten Pelzen. Die beiden sehen elend und verhungert aus. Sie machen halt vor einem heidnischen Wigwam, lassen sich Schnaps geben, trinken sich einen Rausch an und starten dann zu einem Rundgang durch die Hütten der Christen. Sie besichtigen jede Einzelheit: die neuen Behausungen aus Zedernbalken, die Kamine, die den Rauch zum Dach leiten, vor allem aber die hübschen Fenster mit den erstaunlichen, durchsichtigen Scheiben.

Die Neugier dieses Landstreicherpaares beunruhigt mich. Alle machen ihnen Platz und grüßen sie mit Ehrerbietung. Wer sind die beiden?

»Missionar, das ist Oozhuskah, der Zauberer, und seine Frau. In seinem Wald hat er von dem schönen Dorf gehört, das die christlichen Indianer sich gebaut haben. Jetzt ist er hergekommen, um zu sehen, ob die Wundermärchen wahr sind.«

Am folgenden Sonntag kommt Oozhuskah in unseren Gottesdienst. Aufmerksam hört er den Worten des Großen Geistes zu, der seinen Anbetern wundervolle Holzhäuser gibt. Am nächsten Tag begegne ich dem Zauberer wieder und will eine Unterhaltung mit ihm anfangen, aber er wie seine Frau sind betrunken. Kurz darauf ist das sonderbare Paar verschwunden.

DIE RINDENBIBEL

Januar 1842

»Was für ein Wunder, James, dein Alphabet! Die Schüler lernen spielend. Kaum kennen sie ein paar Zeichen, schon schreiben sie ganze Wörter. Ich lasse sie schon Bibelverse abschreiben. Sie können sie mühelos lesen und lernen sie auswendig. Könnten wir nicht ein Lesebuch machen?«

»Das wünsche ich mir auch, Maria. Aber wie sollen wir es drucken? Ich habe doch kein Papier, keine Druckerschwärze, keine Presse und vor allem keine Lettern!«

»Könntest du nicht wenigstens ein ganz kleines Bändchen machen?«

»Maria, mir fehlt doch alles, was man dazu braucht ... Aber warte ab, ich werde es versuchen.«

Zum Buchstabenschneiden ist die Möglichkeit schon mal gegeben. Aus Eichenholz stelle ich eine Reihe glatt polierter kleiner Würfel her, aus denen ich dann mit einem Taschenmesser die 36 erhabene Buchstaben herausarbeite. Das Ganze ist nur noch eine Frage der Genauigkeit und der Geduld.

10. Februar 1842

Ich versuche, mit meinen Eichenlettern Gussformen herzustellen, aber es gelingt mir nicht. Alle Stoffe, die ich ausprobieren – Schlamm, Kreide, Sand, Zement – ergeben kein befriedigendes Resultat. Budd meint zu wissen, wo wir Tonerde finden könnten. Also unternehmen wir eine dreitägige Forschungs-

fahrt, wühlen unter tiefem Schnee und bringen wirklich eine Ladung Ton mit zurück, voller Hoffnung. Und tatsächlich, die Gussformen gelingen. Nun aber kommen erst die eigentlichen Schwierigkeiten: In diesen Formen müssen wir jetzt die Lettern gießen. Das nötige Metall dazu liefert uns die dünne Bleiauflage unserer Teedosen.

12. März 1842

Seit vierzehn Tagen probiere ich jetzt den Guss von Druckertypen, aber sämtliche Versuche schlagen fehl. Ich habe nicht das richtige Metall. Das Einzige, was ich erreiche, ist, dass meine Formen zerbrechen.

25. März 1842

Um das Blei stärker zu härten, schmelze ich es jetzt mehrmals. Ich umgebe die Gussformen mit glatt gefeilten Eisenstäben und gieße dann das Blei zum zweiten Mal hinein. Und diesmal erhalte ich tatsächlich eine Reihe von brauchbaren Lettern. Die Ausdauer hat sich gelohnt!

23. April 1842

Nach vielem weiteren Verdruss liegt endlich ein kompletter Satz von Drucktypen vor mir. Nur noch eine kleine Säuberung mit der Feile, und dann kann ich endlich einen Text setzen!

Und jetzt geht es an den Bau einer Druckerpresse! Eine Eisenstange dient als Hebel. Die Druckerschwärze stelle ich aus

Ruß und Störtran her, als Papier nehme ich dünne, weiße Birkenrinde.

Es ist ein großer Tag. Alles ist bereit. Ich betätige den Hebel der Presse und überreiche dann der staunenden Maria ein Stück Rinde. Darauf steht deutlich und in leserlicher Schrift: »Gott ist Liebe.« Wir weinen vor Freude: Wir können jetzt Gottes Wort in der Sprache der Indianer drucken!

12. Mai 1842

Heute ist Oozhuskah wieder im Dorf aufgetaucht. Er und seine Frau Mekagase sind erbärmlich mager, der Winter war schlecht. Ihre Jagdzüge haben sie allein gemacht und ihren Wigwam in den dichtesten Wald gesetzt.

Dann ist Mekagase krank geworden. Weder die Beschwörungen noch die Zaubermittel ihres Ehemannes konnten sie gesund machen. Dem Tod nahe, bekam sie es mit der Angst zu tun. Da fielen ihr die Worte des Großen Geistes ein, die sie hier gehört hatte. Sie begann zu beten, sie bat ihn um Verzeihung für alle ihre Schlechtigkeiten. Der Große Geist erhörte sie und gab ihr Frieden, dann sogar Genesung. Voller Freude sprach sie zu ihrem Mann von Gott. Der Zauberer wunderte sich über diese Macht des Geistes, der seiner Frau ein neues Herz gegeben hatte, genau wie er den Christen neue Häuser schenkte.

Oozhuskah möchte nun noch mehr über den Großen Geist erfahren, deshalb ist er hergekommen. Er nimmt am Gottesdienst teil, hört auch, wie wir von der Schule sprechen. Ich zeige ihm die ersten bedruckten Rindenstücke und lese ihm die Worte des Großen Geistes vor. Er ist von Staunen überwältigt.

Am nächsten Tag erscheint er in der Schule: Er will lesen lernen.

Unter den Erwachsenen gibt es viele, die von den Worten auf den Rinden berührt worden sind und jetzt in den Unterricht kommen. Es ist eine Zeit der Begeisterung. Schüler aller Altersstufen strömen herbei, sogar Greise. Ich werde wieder Lehrer. Was für eine Freude, die Gesichter aufblühen zu sehen, wenn es gelingt, die ersten Worte zu lesen! Und es ist so wunderbar einfach. Zu lernen braucht man nur das Alphabet. Man braucht nicht mühevoll zu buchstabieren. Es gibt keine Probleme mit der Rechtschreibung, keine Diktatübungen, kein *b-a-ba*, sondern Buchstabieren und Lesen sind eins. Wenige Stunden der Aufmerksamkeit genügen, und auch der ungebildetste Indianer kann die ersten Birkenrinden lesen. Das Staunen ist allerseits groß.

Am Ende der Woche fährt Oozhuskah wieder ab. Die Worte des Geistes haben in ihm gewirkt: Er ist jetzt ein Christ.

Die christlichen Indianer verlangen jetzt mit Ungeduld danach, auch selbst gedruckte Worte zu besitzen. Die Frauen bringen daher ganze Stöße schöner Birkenrinden, weiß und sauber. Wenn dann die Rindenstücke aus der Presse kommen, bedruckt mit den schönsten Texten aus der Bibel, ist die Freude der Indianer überschwänglich. Jeder will Rinden haben, jeder sammelt sie.

Je zwölf Blätter werden aufeinandergelegt, zusammengenäht und in ein Stück Hirschleder geheftet. So entstehen die ersten Bücher in der Creesprache. Wir nennen sie Bibeln, obwohl es nur Bruchteile sind. Aber trotz ihrer Spärlichkeit sind sie Träger des Wortes.

OOZHUSKAH

»Ayumeavookemou, gib uns sprechende Rinden!« Zwanzigmal am Tag höre ich diese Bitte aus dem Mund der durchreisenden Bootsleute in Norway House. Sie nennen einen Missionar *Ayumeavookemou*, das heißt »Herr des Gebets«. Sie glauben seinen Gebeten, weil der »Herr des Gebets« die Rinden verteilt, die vom Großen Geist erzählen.

Bis in die entferntesten Winkel des Landes verbreitet sich die Nachricht, dass es Rinden gibt, die sprechen. In Scharen kommen die Indianer nach Norway House, um zu lernen, sodass wir mehr Klassen anbieten müssen. Glücklicherweise fehlt es nicht an Lehrern, denn sobald die Neuankömmlinge lesen können, freuen sich die Christen, sie unterrichten zu können.

Ich mache mit der Bibelübersetzung weiter, die mir viele Schwierigkeiten bereitet. Wie soll man manche Worte des Heilands für Indianer erklären, die noch nie Gemüse oder Korn gesät haben? Sie wissen ja noch nicht einmal, was Brot ist. Das Wort im Vaterunser: »Unser täglich Brot gib uns heute«, übertrage ich mit: *Mayenan anoock kake seekak kooche pe ma teseyak*. Das bedeutet: »Gib uns heute etwas, wovon wir leben können.«

November 1842

Eines Tages kommt Oozhuskah wieder. Während des ganzen Sommers ist er ein treuer und nüchterner Christ geblieben. Jetzt bittet er um eine Rindenbibel.

»Ich will die Worte des Großen Geistes diesen Winter in den Lagern weitersagen.«

Oozhuskah durchheilt also die verschneiten Ebenen und sucht die Wigwams der Jäger auf. An stürmischen Tagen zeigt er seinen indianischen Brüdern die geheimnisvollen sprechenden Rinden. Dann kratzt er die Buchstaben in die Erde des Zeltbodens oder in den harten Schnee und bringt den anderen das Lesen bei. Abends am Lagerfeuer liest er die Texte auf den Rindenstücken vor und erklärt sie. Die Worte, die die Hörer besonders berührt haben, schreibt er ihnen mit einer groben Feder auf Rinden oder malt sie mit einem Stück Holzkohle aus dem Feuer auf ein Stück Leder.

Dann zieht er wieder weiter, sucht andere Heiden, geht von Wigwam zu Wigwam und zeigt die kostbaren Rinden. Er ruft auf der ganzen Prärie ein außergewöhnliches Staunen hervor. Die einen sind begeistert, andere entrüstet. Die Zauberer und Geisterbeschwörer ärgern sich. Sie schüchtern die Menschen ein und prophezeien ein furchtbares Unglück. Manche besonders abergläubische Indianer bekommen davon solche Angst, dass sie die geheimnisvollen Rinden nicht zu berühren oder nicht einmal anzusehen wagen.

Frühjahr 1843

Oozhuskah kehrt voller Freude zurück:

»Ayumeavookemou, ich habe meinem Stamm die Rinden gebracht, ich habe meinen Angehörigen die Worte des Großen Geistes verkündet!«

Stolz schwenkt er seine abgenutzte Rindenbibel. Ich betrachte sie und erschrecke:

»Aber Oozhuskah, was ist das denn für ein heidnisches Zeichen auf dem Einband?«

Dass seine Bibel als Kennzeichen ein indianisches Symbol trägt, empört mich. Sollte der Aberglaube den einstigen Zauberer wieder gepackt haben?

»Missionar, verzeih mir! Ich nehme nichts zurück von dem, was ich Gott gegeben habe. Aber ich bleibe auch meinem Stamm treu. Denn dieses Zeichen ist das Zeichen meines Stammes. Ist es nicht verständlich, dass ich die Worte des Geistes vor allem bei meinen Stammesbrüdern bekannt machen möchte? Deshalb habe ich unser Zeichen auf den Einband gesetzt.«

Gerührt beuge ich mich vor, um das heidnische Symbol näher zu betrachten. Zu meiner Überraschung erkenne ich einen Fisch!

»Ja, Herr, ich bin ein Sohn des Störs.«

Es kommt mir wie ein Wunder vor, dass ich hier auf einer Rindenbibel das Zeichen der Urchristen wiederfinde, den Fisch.

DIE WOLFSHUNDE



AM RATSFEUER

Unser Missionshaus bevölkert sich. In dem Wunsch, ein schnelles und ausdauerndes Gespann zu besitzen, habe ich mir nämlich neue Hunde kommen lassen, eine nicht alltägliche Rasse: echte Wolfshunde aus dem hohen Norden. Sie sehen rau und grimmig aus, wie die großen Nordlandwölfe. Die Tiere sind noch jung, aber sie werden bald zu kühnen Draufgängern werden. Ihre schon erwachende Wildheit beunruhigt mich ein bisschen, aber ich denke, dass es mir gelingen wird, sie abzurichten. Die Indianer allerdings mahnen uns zur Vorsicht. Diese Tiere, sagen sie, ergeben starke, prächtige Gespanne, das Wölfische in ihrem Wesen aber werde immer bleiben.

Zum Ausgleich für die Wildheit der Hunde haben wir noch andere Gäste bei uns aufgenommen, und zwar sanftere: zwei Lämmer. Ich habe sie am Lake Winnipeg gekauft, als wir von unserer Sommerreise zurückgekommen sind. Sie in unseren Kanus aus Rinde hierherzuschaffen, war keine leichte Sache. Eigentlich wollten wir sie einzeln transportieren, jedes für sich in einem Kanu, damit die Sorge um sie jeweils aufgeteilt wäre. Aber sie brachten uns in Gefahr, weil sie aus dem Boot zu springen versuchten, um wieder zueinanderzukommen. Natürlich mussten wir da, wo sie standen, einen kleinen Bretterboden machen, damit sie keine Löcher in die dünne Rinde traten. Unsere kleinen Reisegefährten waren sehr beunruhigt über die Tatsache, dass sie über das Wasser hinwegfuhren, und zwar nicht nur mit dem Kopf aus den Fluten ragend, sondern auch mit dem Schwanz. Ihr Hin und Her machte unsere gemeinsame Bootsfahrt an den ersten Tagen recht mühsam. Aber dann gewöhnten sie sich bald an unsere Gegenwart, und wir uns an die ihre.

Das Eintreffen dieses Grundstocks einer Schafherde war für Eugenie eine große Freude. Sie machte sich sofort zur Betreuerin, und wie man sich denken kann, mangelte es ihren Schützlingen während des Winters an nichts. Um sie vor den immer auf Jagdbeute lauenden Hunden zu schützen, wurde der Schafstall mit einem starken, vier Meter hohen Palisadenzaun umgeben. So befinden sich die Schafe in Sicherheit, und Eugenie braucht sich nicht um sie zu fürchten.

In diesem Winter 1841/42 lassen mich die Druckarbeiten nicht aus Norway House weg, auch während des folgenden Sommers. Ich unternehme nur kurze und schnelle Fahrten zu Stämmen, die nicht weit entfernt wohnen.

Eines Tages trifft eine Abordnung aus dem Südwesten des Landes bei uns ein. Ein Dorf erbittet meinen Besuch »in geschäftlichen Angelegenheiten«, heißt es. Diesem Ruf will ich gerne folgen. Im Lenken meines neuen Gespanns bin ich ja jetzt geübt, und der Weg ist nicht sehr weit und nicht schwierig zu finden. Ich denke auch, dass ich Mustagan entbehren kann. So nehme ich nur Budd mit. Er ist ein angenehmer Gefährte und geschickt im Abrichten der Hunde, besitzt aber nicht den Orientierungssinn eines richtigen Führers.

Meine schönen Wolfshunde legen die Spur, hinter mir folgt der andere Schlitten mit Budd, gezogen von vier unserer alten Huskys. Als wir auf die ungeheure Eisfläche des Lake Winnipeg kommen, halten wir uns immer nah am Ufer, denn wir wollen uns nicht der Gefahr aussetzen, bei einem etwaigen Schneesturm in der Mitte des hundert Kilometer breiten Sees im Kreis zu fahren.

Das Ufer ist buchtenreich und sehr gewunden. Jähe Felsenhalbinseln stoßen in den See vor und verbergen dahinterliegen-

de, weit zurückspringende Buchten. Wir fahren also in gerader Linie von der Spitze der einen Halbinsel zur anderen. Die Ausbuchtungen, die wir auf diese Weise abschneiden, sind mitunter zehn Kilometer tief und an die zwanzig Kilometer breit.

Gerade als wir in der Mitte zwischen zwei weit voneinander entfernten Halbinseln sind, überfällt uns der Blizzard. Mit einem Schlag wirbeln Schneemassen hoch und verhindern jede Sicht. Der Wind umheult uns und peitscht uns die Graupeln ins Gesicht. Beunruhigt bin ich nicht, denn ich habe mir die Richtung gut gemerkt, und meine stämmigen Hunde können dem Unwetter stundenlang standhalten. Budd folgt mir mutig nach.

Aber die Stunden vergehen, und noch immer ist die Halbinsel im Schneegestöber nicht zu sehen. Zweifel steigen in uns auf, dann auch Angst. Wir sind auf dem See in die Irre gefahren, womöglich stundenweit vom Ufer abgekommen. Es dämmt schon, die Kälte schüttelt uns. Aber übernachten können wir hier auf keinen Fall, wir haben keinerlei Brennholz dabei. Noch bevor der Morgen graut, werden wir erfroren sein, wenn es uns nicht gelingt, uns ans Ufer in den Wald zu flüchten.

Aber wie kommen wir dort hin? In welcher Richtung liegt das Ufer?

Wir halten an. Der Sturm tobt so laut, dass wir Mühe haben, uns überhaupt zu verständigen. Budd hat die Richtung genauso verloren wie ich. Hinter uns sind unsere Spuren durch die Schneewogen sofort ausgelöscht worden. Die Kälte und die stechenden Schneekristalle setzen uns grausam zu. Was sollen wir tun, um dem Tod zu entgehen, der sein weißes Leichentuch schon um uns schlägt?

Sollen wir uns auf den Instinkt der Hunde verlassen? Meine prächtigen Wolfshunde sind zwar kühn und stark, können uns aber nicht aus der Not helfen, sie laufen nur unschlüssig im Zickzack. Aber Budd hat in seinem Gespann den tüchtigen Koonaa, dessen Intelligenz uns schon oft erstaunt hat. Budd hat ihn nicht an die Spitze gesetzt, denn der Stärkste ist er nicht. Aber wir kennen seinen überraschend sicheren Instinkt. Koonaa kann sogar, besser als alle anderen Hunde, Fährten verfolgen, die tief unter dem Schnee begraben sind. Also setzen wir Koonaa an die Spitze, in seinem Instinkt liegt unsere letzte Hoffnung.

Budd gibt das Startzeichen. Der zum Leittier aufgerückte Koonaa zögert. Er sieht verwundert die wartenden Wolfshunde an. Was ist los? Dann begreift er: Er wird gebraucht! Er reckt den Schwanz hoch, sichtlich stolz, und geht los. Nach einigen Schritten bleibt er stehen und blickt zurück, als würde er fragen, welche Richtung er einschlagen soll. Budd gibt ihm bloß das Zeichen zum Weitergehen. Mutig setzt sich Koonaa wieder in Bewegung. Er begreift, dass er die Führung übernehmen soll. Seine Kameraden ziehen kräftig mit. Mein Schlitten folgt.

Von Koonaa geführt, stoßen wir von Neuem in das Schneestöber vor. Weiß er, wohin er geht? Folgt er einer festen Richtung? Können wir hoffen, das Ufer zu erreichen, oder werden wir wie Blinde umherirren, bis die Erschöpfung und die Kälte uns zu Boden strecken? Wir haben keine Möglichkeit, es festzustellen. Wir können nur auf Koonaa's Nase vertrauen. Wenn er sich irrt, sind wir verloren.

Die Nacht ist hereingebrochen, und der Wirbelwind setzt uns immer heftiger zu. Seit Stunden kämpfen sich die Hunde ohne Unterbrechung vorwärts. Wir hasten durch die Finsternis und

wissen nicht, ob unsere wilde Fahrt zu einem Ziel führen wird. Die Angst durchdringt uns genauso wie die Kälte. Je weiter die Nacht fortschreitet, desto mehr schwindet unsere Hoffnung.

Jetzt scheint es uns, als wenn das Tosen des Sturmes noch zunähme, denn die Windstöße werden von pfeifenden Geräuschen begleitet, von einem orgelartigen Brausen. Sollte das ein Zeichen sein, dass sie auf Widerstände prallen, dass das Rauschen von den Fichten eines nahen Waldes kommt? Die Hunde traben freudiger, wir verspüren plötzlich kleine Stöße. Der Boden wird uneben, wir müssen in unmittelbarer Ufernähe sein. Nun steigt die Fahrbahn spürbar an. Im Dunkeln streifen wir an Zweigen vorbei, und dann kommen wir mit einem Mal zum Halten und stehen vor einem Lagerfeuer. Der tüchtige Koonah! Seine Intelligenz hat uns gerettet.

Unsere Freude über das Wiedersehen mit menschlichen Wesen währt jedoch nicht lange. Nach den Gefahren des Verlassen-seins kommen jetzt die Unannehmlichkeiten des Zusammen-seins.

Die Indianer, in deren Mitte wir wie Schiffbrüchige hineingeplatzt sind, freuen sich über diesen unerwarteten Besuch. Mit unmissverständlicher Neugier besehen sie unser Gepäck. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als sie zu bewirten. Ihr Appetit steht dem Sturm an Heftigkeit nichts nach. Nur mit Mühe retten wir aus dieser neuen Katastrophe so viel Proviant, wie wir unbedingt zur Weiterfahrt benötigen.

Aber ach, das Schlimmste kommt erst! Die Hunde sind noch raffgieriger als ihre Herren. Kaum haben wir uns zum Schlafen eingepackt, da begeben sich die garstigen Räuber auf die Jagd nach Fressen. Vorsorglich haben wir die Schlitten hochgestellt

und die Geschirre und alles Lederne, was den Gaumen eines Hundes reizen könnte, so hoch wie möglich daran festgemacht. Die kostbarsten Dinge benutzen wir als Kopfkissen: Budd liegt auf einem Sack gefrorener Fische, ich selbst auf einem Beutel, der unseren Rest an Fleisch und etwas Schiffszwieback enthält. Schnuppernd, Beute witternd, streichen die Hunde zwischen uns umher. Wir hören, wie sie genießerisch das Kochgeschirr auslecken, das wir am Feuer haben stehen lassen. Dann balgen sie sich um einen Lederriemen. Nachdem sie im Lager Ordnung geschaffen, nämlich alles Herumliegende aufgefressen haben, stellen sie sich im Kreis um unsere Köpfe. Wir treiben sie mit Knüppeln weg. Aber hartnäckig, von ihrer Fressgier getrieben, kommen sie zurück. Wir verteidigen geduldig unsere letzten Reserven. Doch die Strapazen dieses Tages sind zu groß gewesen, und wir dösen schließlich ein. Die Räuber nutzen die Gelegenheit, steigen über unsere Körper, reißen rücksichtslos die Säcke auf und verschlingen unseren Proviant bis auf den letzten Krümel.

Am nächsten Morgen bleibt uns nichts anderes übrig, als so schnell wie möglich nach Norway House zurückzufahren. Ohne Lebensmittel unsere Reise fortzusetzen, ist unmöglich. Die Indianer, unsere zweifelhaften Freunde, haben jetzt, wo unsere Schlitten leer sind, keinerlei Interesse mehr, weder für uns selbst noch für unsere Botschaft. Unter den spöttischen Blicken der nun endlich gesättigten vierbeinigen Räuber machen wir uns hungrig aus dem Staub. Mithilfe von Tee und einigen Fischen, die wir in einem befreundeten Indianerdorf erhalten, gelingt es uns, das Zwacken des Hungers auf dieser Heimfahrt zu überstehen.

Bald darauf starte ich von Neuem, aber diesmal unter Mustagans Führung. Dank seiner Kenntnis und Fähigkeiten sowie der

Geschwindigkeit meiner Hunde landen wir sehr bald bei dem Stamm, der mich gerufen hat. In vier Tagen legen wir 650 Kilometer zurück!

Wir werden begeistert empfangen. Die üblichen Salven begrüßen uns bei unserer Einfahrt ins Dorf. Jeder bekundet große Freude über unsere Ankunft.

Unverzüglich tritt der Stammesrat zusammen. Wir werden in einen Wigwam aus Baumstämmen geführt, der das Zentrum des Dorflebens bildet. Er wird durch ein großes »Ratsfeuer« erleuchtet. Nun setzen sich alle auf den Boden, jeder an den Platz, den sein Rang ihm zuweist: die Häuptlinge direkt ans Feuer, dahinter die Alten, die Krieger und die Jäger, dann die jungen Leute, allesamt prächtig geschmückt mit Pelzwerk und Federn. Ganz im Hintergrund hocken die Frauen. Für mich ist ein Platz bei den Häuptlingen vorgesehen. Mit allen Zeichen der Achtung werde ich dorthin geführt.

Niemand spricht, die allgemeine Stille wird nur durch das Knistern des Feuers unterbrochen. Der Oberhäuptling zündet feierlich die Friedenspfeife an. Ihr Stiel misst mehr als einen Meter, der Kopf ist aus geweihtem Stein geschnitzt, in Form eines Tomahawks. Sie kann also auch als Streitaxt benutzt werden. Der Häuptling nimmt drei Züge aus der Pfeife, dann reicht er sie mir. Ich folge seinem Beispiel, und die Pfeife macht die Runde um das Feuer. Immer noch herrscht absolutes Schweigen, so lange, bis die Friedenspfeife dreimal herumgegangen ist und die Häuptlinge gelobt hat. Bei mir dagegen trifft sie dreimal auf den gleichen Widerwillen, denn an das scharfe Kraut, das die Indianer rauchen, habe ich mich nie gewöhnen können.

Dann heißt der Häuptling mich willkommen und eröffnet mir, warum er mich gerufen hat. Da sein Stamm durch das Vordrin-

gen der Weißen bedroht ist, bittet er um Rat, wie er ein günstiges Abkommen schließen könne.

Zum Glück bin ich in der Lage, ihm den Weg zu weisen und ihn zu beruhigen. Alle Anwesenden verfolgen aufmerksam unsere Unterredung. Meine Ratschläge, die die Interessen der Indianer unterstützen, werden mit Befriedigung aufgenommen.

Als alles geklärt ist, möchte ich die seltene Gelegenheit benutzen und zu den Versammelten vom Evangelium sprechen. Sie hören auch immer noch achtungsvoll zu, doch ich spüre, dass sie es jetzt nur noch aus Höflichkeit tun. Zu interessieren scheint sie lediglich, ob das Evangelium ihnen etwas einbringen kann, etwa irgendeinen Nutzen bei den Verhandlungen.

Auf die Beratung folgt ein Mahl. Danach werden Tänze aufgeführt, wobei die Frauen aus dem Raum gewiesen werden. Zwei Dutzend junger Männer tanzen beim Klang der Trommeln einen Begrüßungsstanz. Ihre Geschmeidigkeit beeindruckt mich nicht weniger als ihre rauen Schreie. Aber der schauerhafte Rauch, der von dem widerlichen Kraut in den Pfeifen aufsteigt, bringt mich zum Ersticken. Zum Glück wird die Zeremonie abgebrochen, weil verkündet wird, dass der für dieses Fest bereitgestellte Tabak aufgebraucht ist. Sofort ziehen alle sich zurück.

Als Nachtquartier für uns wird der Versammlungsraum geräumt. In unsere Pelze gewickelt, legen wir uns an die Reste des verglimmenden Feuers. Bevor ich einschlafe, überdenke ich noch einmal die Einzelheiten unseres Empfanges.

»Mustagan, was hat die Zeremonie mit der Friedenspfeife eigentlich für einen Sinn?«

»Herr, in unserem Leben ist das Feuer für jeden unentbehrlich. Wir leben immer in der Furcht, es zu verlieren. Die, die stän-

dig im gleichen Dorf wohnen, können es leicht bewahren. Aber für uns, die wir meistens unterwegs sind, im Winter mit dem Schlitten und im Sommer im Kanu, für uns ist es schwierig, das Feuer zu erhalten. Wenn es ausgeht, bedeutet das den Tod. Deshalb ist ›Feuergeben‹ der beste Freundschaftsbeweis.

Außerdem ist es ein Zeichen des Vertrauens. Hast du gesehen, wie das Feuer im Sommer die Wälder und Prärien verwüstet? Und mit was für einer Schnelligkeit es sich weiterfrisst und auch die Wigwams verschlingt? Die Schwarzfußindianer zum Beispiel setzen oft das Stammesgebiet ihrer Feinde in Brand. Wenn man also einem Gast ›das Feuer gibt‹, bekundet man damit, dass man ihm vertraut.«

»Und die Pfeife?«

»Die Pfeife ist das Behältnis des Feuers, sie bedeutet Frieden. Wer seinem Nebenmann die Pfeife reicht, zeigt ihm damit, dass er ihm helfen will und dass er ihn als Freund betrachtet.«

Während ich neben der zusammensinkenden Glut des Ratsfeuers liege, denke ich noch lange über dieses Symbol des Feuergebens nach, das die friedliche Gesinnung darstellen soll. Aber schon am nächsten Tag erfahre ich, dass die Pfeife, wenn sie auch bei manchen einen tatsächlichen Friedenswillen ausdrückt, von anderen dazu benutzt wird, über die eigentlichen Absichten hinwegzutäuschen.

Am anderen Morgen versammelt sich der Rat von Neuem. Ich spreche von Gott, aber die Indianer haben taube Ohren. Ich schlage ihnen vor, in ihrem Dorf eine Schule zu gründen, damit ich später, wenn sie lesen können, ihnen das Buch des Großen Geistes geben kann, doch die Indianer bleiben gleichgültig. Das, was sie wissen wollten, nämlich nützliche Hinweise für ihre Ver-

handlungen mit den Weißen, haben sie erfahren, und das, finden sie, genügt. Sie sind schlau und interessiert an dem, was ihrem Vorteil dient, aber für die Religion, die die Nachbarstämme glücklich macht, sind sie unzugänglich. Das Evangelium kann sie nicht berühren.

Bekümmert treten wir die Heimfahrt an. Wir waren nicht gekommen, um lediglich geschäftliche Ratschläge zu geben. Nicht weit vom Dorf deutet Mustagan auf ein paar Gräber, die halb versteckt in einer kahlen Schlucht liegen. Jedes Grab trägt eine abgehackte Fuchspfote.

Unsere Rückfahrt geht sehr schnell. Ich habe das Gespann jetzt gut in der Hand. Nicht ohne Stolz bewundere ich meine prächtigen Renner, halb Hund, halb Wolf, deren heldenhafte Leistungen auch von den Indianern sehr beachtet wurden. Sie stürmen dahin, hintereinander geschirrt und angeführt von dem erfahrenen Mustagan. Ein großartigeres Gespann könnte man sich nicht erträumen.

Ihre Wildheit allerdings bringt uns mancherlei Ärger. Abends, wenn wir unser Lager aufschlagen, müssen wir sie immer anketten. Und unterwegs, wenn wir auf eine frische Fährte stoßen, rasen die Wolfshunde los wie die Berserker, und nicht selten kippt der Schlitten, bevor ich sie zum Stehen bringe, in irgendeiner Bodenfurche um und streut die ganze Ladung in den Schnee. Mitunter geht er auch in die Brüche, und das Gleiche droht den Knochen seines Fahrers.

Vor allem bin ich jedes Mal in Sorge, wenn wir einem Fremden begegnen. Die Hunde stürzen auf den Unbekannten los und würden ihn zerfleischen, wenn Mustagan und ich nicht eingreifen würden. Wir rennen dann zu dem Fremden hin und schließen

ihn in unsere Arme. Nur so lassen sich die Hunde davon überzeugen, dass der Mann kein Jagdwild ist.

Zu einem typischen Vorfall kommt es nach unserem Eintreffen zu Hause. Während ich beglückt meine Familie begrüße, schirrt Mustagan die Hunde ab. Doch er kann sie nicht bändigen, denn er ist allein. Sie reißen aus und überspringen in einem einzigen Schwung die Palisaden, hinter denen unsere Schafe wohnen. Die steile Wand, vier Meter hoch, hat unseren Huskys immer Achtung eingeflößt, wir glaubten unsere Schafe gut geschützt. Die Wolfshunde aber brechen rücksichtslos in das Gehege ein und lassen es sich gut gehen. Eugenie kann ihnen diese Missetat nur schwer verzeihen.

DER DÄMON DER WEISSEN

Ende des Winters haben wir wirksame Maßnahmen treffen müssen, um weitere unliebsame Zwischenfälle mit den Wolfshunden zu vermeiden. Die Huskys lässt man im Sommer frei herumlaufen. Sie streifen dann in kleinen Rudeln im Wald umher und leben von der Jagd. Sie verstehen sich auch gut aufs Fischfangen. Manchmal trifft man sie hundert Kilometer weit vom Dorf entfernt. Im Herbst, wenn das Wild sich verkriecht, kommen sie zurück. Aber bei den Wolfshunden ist an ein solches Freilassen nicht zu denken, denn ihre Wildheit hat zugenommen, und sie sind gefährlich geworden. Hinter dem Haus haben wir sie mit starken Ketten festgemacht.

Um Eugenie über den Verlust der Schafe hinwegzutrusten, habe ich im Frühjahr von den ersten Kanus zwei süße kleine Schweinchen mitbringen lassen, rosig und niedlich. Aber meine

kleine Schäferin ist keineswegs befriedigt. Ferkel sind ihr offensichtlich längst nicht so sympathisch wie die Lämmer. Wir bemühen uns, ihr die Vorzüge der Schweine vor Augen zu führen: Ist ein guter Schinken nicht angenehmer als ein noch so dichtes Schaffell? Einquartiert sind die neuen Gäste in einem Keller unter unserem Zimmer, wo sie es warm und sicher haben. Eine fünfzehn Zentimeter dicke Holztür schützt sie vor jedem Angreifer.

Ich muss gestehen, es macht mir Spaß, unsere kleinen Ferkel zu besuchen, und ich freue mich zu sehen, wie gut sie sich entwickeln. Was für köstliche Speckseiten winken uns hier! Ob ich gefräßig bin? Nun ja, unsere hiesige Kost besteht aus Fisch, und zwar dreimal täglich! Von Zeit zu Zeit ein Fischgericht, das ist ja gar nicht übel. Aber wenn man Fisch bei jeder Mahlzeit isst, morgens, mittags, abends, immer Fisch, neunzigmal im Monat, nichts als Fisch, weil Wild nur eine seltene Ausnahme ist, und dann ein hübsches, fettes Schwein ansieht – dann begreift man ohne Weiteres, mit was für einer Freude ich dem Moment entgensehe, wo die kleinen Ferkel unsere Tafel zieren werden.

Ende Mai 1842

Ich bin zu einer Bootsfahrt gestartet, um die Handelsplätze zu besuchen, die die Weißen an den Ufern des Red River südlich des Lake Winnipeg eingerichtet haben. Dort hoffe ich Verschiedenes zu finden, was ich für meine Druckerei benötige. Leider sind wir aus Ungeduld zu früh losgefahren. Auf dem Lake Winnipeg schwimmen noch große, zwei Meter dicke Eisbänke. Die Strömung schiebt sie hin und her, und bald sehen wir uns rings umschlossen, immer enger eingeklemmt.

Die Gefahr ist groß. Die schwimmenden Eisfelder prallen mit Getöse aufeinander. Die offenen Kanäle, durch die wir unseren Weg nehmen, schließen sich hinter uns wie Zangen und zermalmen jeden Gegenstand, der auf dem Wasser treibt. Wie soll unser zartes Boot diesem Druck widerstehen? Bald sehen wir keinen Ausweg mehr, keine noch so schmale Fahrrinne. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als schleunigst auf das Eis zu springen und auch das Boot mit sämtlichem Proviant heraufzuziehen. Und dann müssen wir auf unserem Eisfloß warten, bis die Kanäle sich bequemen, wieder aufzugehen.

Es wird eine lange Wartezeit. Die freundliche Kameradschaft Kahwonabys und die interessanten Gespräche mit ihm sind die einzigen Lichtblicke bei dieser achttägigen Strapaze. Erst denken wir, wir könnten irgendwie ans Ufer kommen, aber zwischen den schwimmenden Inseln sind offene Kanäle voller Treibeis. Über sie kann man weder zu Fuß noch im Kanu hinwegkommen, denn die Eisschollen mit ihren scharfen Ecken würden uns das Boot sofort durchlöchern. Es gibt nichts Undurchdringlicheres als diese Brühe aus Wasser und schmelzenden Eisblöcken. Wir müssen also abwarten, obwohl wir gegen Regen und Sonne keinen anderen Schutz haben als das umgedrehte Boot. Das Schlimmste ist das Fehlen von Brennholz, und ich habe reichlich Zeit, darüber nachzudenken, was Mustagan mir über den Wert des Feuers gesagt hat. So hocken wir acht Tage lang auf unserer schwankenden Insel, frierend, ohne warmes Essen und durchnässt von den Nebeln, die im Frühjahr die auftauenden Seen überdecken.

Aber schließlich werden die blockierten Kanäle wieder frei, und wir können unsere Fahrt endlich wieder aufnehmen, durch eisigen Nebel und schmelzendes Treibeis.

Auch am Red River verleben wir traurige Tage. Das Herz krampft sich zusammen, wenn man sieht, wie die weißen Geschäftsleute die Schwächen der Indianer schamlos ausnutzen. Nachdem die Weißen ganze Stämme von Indianern massakriert haben, finden sie es jetzt am praktischsten, den Rest des Volkes durch Handel zu vernichten. Ihre wirksamste Waffe ist nun der Alkohol geworden, das »Feuerwasser«, das viel schlimmere Verwüstungen hervorruft als die Feuerwaffen.

Auf die Indianer übt der Alkohol eine unbeschreibliche, in diesem Ausmaß kaum verständliche Anziehungskraft aus. Wenn sie einmal einen Tropfen getrunken haben, verlangen sie immer wieder danach. Durch den Alkohol lassen sich die wildesten Stämme unterjochen, er unterhöhlt ihre Kraft und richtet sie schlussendlich zugrunde. Die Sucht nach dem Alkohol macht den Indianer zum wehrlosen Opfer der Weißen. Er tauscht seine ganzen Reichtümer gegen irgendwelche Schundwaren ein – wenn nur ein Fass Whisky dabei ist. Das Feuerwasser ist bei den heutigen Indianern die Quelle allen Elends, das niederträchtige Hilfsmittel, mit dem die Weißen ihr Vernichtungswerk vollenden.

»Bevor eure Väter hierherkamen und hier wohnten«, sagt mir ein Irokesenhäuptling, »kannten wir das Feuerwasser nicht. Trunksüchtige gab es bei uns nirgends, wir tranken Wasser aus den Bächen und Seen. Dann brachten einige von euren schlechten Brüdern dieses Gift zu uns. Die Folgen sieht man! Jetzt sind wir nur noch ein kümmerlicher Überrest, wir können nur noch weinend auf den Gräbern unserer Ahnen sitzen.«

Im Laufe von fünfzig Jahren hat der Tod durch Alkohol die Zahl der Indianer auf die Hälfte reduziert, und die Überlebenden

führen in der Nähe der Handelsplätze ein kümmerliches Dasein. Dieses intelligente, kühne, würdevolle Volk, einstmals Herr im Land, lebt jetzt das traurige Dasein von betrunkenen Bettlern. Es hat alles Edle und alle Energie verloren. Nur manchmal rafft es seine letzten Kräfte noch einmal auf, um irgendeinen grausamen Racheakt zu verüben. An die Stelle der einstigen Ratsversammlungen der Stämme sind wüste Trinkgelage getreten, die meistens in hassvollem Streit enden. Ein armes, abgesunkenes Volk!

Am Red River haben Missionare gearbeitet, die versuchten, die Reste dieses sterbenden Volkes zu retten. Für diese Indianer gibt es nur die eine Hoffnung: völlige Enthaltensamkeit von jedem alkoholischen Getränk. Aber als die Missionare diesen Grundsatz durchführen wollten, stießen sie sofort auf den gewaltsamen oder heimlichen Widerstand der Händler.

Wenn Indianer Christen werden, kommt ihnen die tödliche Gefahr, die der Alkohol für ihr Volk bedeutet, zu Bewusstsein. Aufgrund ihrer christlichen Einstellung haben sie die Kraft, jeden Alkohol zurückzuweisen. Manche Siege auf diesem Gebiet berechtigen zu neuer Hoffnung. So gingen vier Indianer eines Tages ins Lager der Weißen, um Geschäfte abzuschließen. Einer der Händler wollte ihnen Whisky zu trinken geben, um beim Handel größere Vorteile herauszuschlagen. Aber die Indianer lehnten ab, sie seien Christen. Als der Händler sie nicht überreden konnte, dachte er, sie hätten Angst vor den Missionaren, und wenn sie im Geheimen trinken könnten, würden sie es tun. So kam er auf folgenden Gedanken: An den Pfad, den die Indianer auf dem Rückweg gehen mussten, legte er ein kleines Fass mit Whisky. Dann versteckte er sich im Gebüsch und amüsierte sich im Voraus über die Betrunkenheit der Indianer. Bei Einbruch der

Dunkelheit kamen die Indianer endlich an, im Gänsemarsch. Der vorderste blieb stehen und rief:

»O, *mah-je-mum-e-doo sah-oomah ahyah!* Ha, der Teufel ist hier!«

Der zweite, als er an das Fass kam, sagte:

»Ja, ich rieche seinen Geruch!«

Der dritte setzte den Fuß auf das Fass und rollte es hin und her:

»*Kaguit, nenoondahwhasah!* Tatsächlich, ich höre ihn!«

Der vierte gab dem Fass einen ordentlichen Tritt, sodass es den ganzen Hang hinunterrollte:

»Der gottlose Weiße soll seinen Teufel selbst trinken, wenn er Spaß daran hat.«

Und dann zogen die vier tapfer ihres Weges.

Fast immer zeigen die christlichen Indianer eine erstaunliche Widerstandskraft gegen die Versuchung des Feuerwassers. Einer, der auf einem See vom Sturm überrascht wurde, erlitt mit seinem leichten Kanu Schiffbruch. Er war dem Ertrinken nahe und schon bewusstlos, als er im letzten Augenblick herausgefischt wurde. Um ihn wieder zu beleben, flößten ihm die Retter etwas Schnaps ein. Als die anderen christlichen Indianer das erfuhren, waren sie sehr aufgebracht und wollten keinerlei Entschuldigung gelten lassen. Sie peitschten den Geretteten rücksichtslos durch. Dann kam einer nach dem anderen zu ihm hin, betete mit ihm und ermahnte ihn, nie wieder Feuerwasser anzurühren.

Ein junger Häuptling, der normalerweise harmlos und gutmütig war, ließ sich von einem weißen Händler in Versuchung führen. Nachdem er sich betrunken hatte, lief er in den Schulsaal und

ging mit hochgeschwungenem Tomahawk auf die erbleichende Lehrerin los. Die Lehrerin stürzte sich unter die vor Schreck gelähmten Kinder und sprang zum Fenster hinaus. Der Indianer konnte gerade noch den Zipfel ihres Kleides packen, wobei das Kleid zerriss und ihren Sturz etwas abschwächte. Die Nachbarn eilten zu Hilfe und ergriffen den Betrunkenen. Sein Häuptlingsrang schützte ihn nicht vor Strafe. Er wurde durchgeprügelt, in den Wald geschleppt und dort an einen Baum gebunden, wo er vier Tage bleiben musste, ohne Essen und Trinken. Er wurde nüchtern und hatte reichlich Zeit zum Nachdenken. Von da an mied er sorgsam den Dämon, der auch bei ihm, wie für sein ganzes Volk, zur Quelle von Kummer und Schande geworden war.

So kämpfen die christlichen Indianer gegen den Ruin ihres Volkes. Manchmal haben sie dabei Erfolg, aber wie selten! Im Allgemeinen gelingt dem Weißen die Zerrüttung der Indianer nur zu gut. Um die europäischen Niederlassungen streichen überall die müßigen und trunksüchtigen Indianer, die Trümmer eines gefallenen Volkes. Ausschweifungen zerfressen die Stämme, und in den Wigwams herrscht Elend und Unheil. Unsere Herzen bluten, wenn wir sehen, wie dieses stolze Volk so jämmerlich zugrunde geht. Kahwonaby ist sehr niedergeschlagen.

Als wir den Red River wieder hinunterfahren, bemerken wir am Ufer mehrere Erdhügel. Wir halten an, um die Gräber näher anzusehen. Sie tragen keinerlei Zeichen, weder christliche noch heidnische. Wir können es kaum glauben und suchen rundherum nach einer Raubtierkralle oder einem Zahn, nach einem Zeichen irgendwelcher Art – doch nichts ist da! Kahwonaby ist bestürzt. Grausig und trostlos sehen sie aus, diese Gräber, bei denen nicht das kleinste Zeichen von der Liebe der Familie zeugt,

kein Merkmal die Stammesverbundenheit verkündet. Die heidnische Seele ist durch die Laster der fremden Eroberer verdorrt. Die Menschen, die unter diesen Erdhügeln liegen, starben ohne Hoffnung, weil sie auch ohne Hoffnung lebten. Sie starben ohne Liebe, weil ihr Leben ein entwurzeltes Leben war. Gräber ohne Grabmal sind Gräber eines niedergegangenen Volkes, das sich umbringt oder vielmehr von den Weißen umgebracht wird.

Auf der Rückfahrt verfolgen uns auf dem ganzen Lake Winnipeg unablässiger Regen und Nebel. Wir freuen uns, als wir die Missionsstation erreichen und die Unsrigen gesund und wohlbehalten wiedersehen. Ich mache einen Rundgang über unser Grundstück. Unsere beiden Schweine haben sich prachtvoll entwickelt. Allerdings bin ich nicht ihr einziger Bewunderer, denn seit mehreren Wochen ruft ihr Grunzen ein gieriges Echo im Gebell der Wolfshunde hervor.

Meine stolzen Renner tun mir leid. Sie sind noch kräftiger geworden, aber während meiner Abwesenheit zu kurz angebunden gewesen. Ich gebe ihnen etwas mehr Bewegungsfreiheit. Die Folge ist, dass sie in der Nacht an ihren Ketten zerren und bis an die Tür des Schweinestalls gelangen. Mit ihren spitzen Zähnen nagen sie die fünfzehn Zentimeter dicken Bohlen durch und stürzen sich auf ihre Opfer. Ade, Schinken, Speck und Würste! Auch nicht ein Fuß ist übriggeblieben. Die Räuber haben alles verschlungen, von den Ohren bis zur Schwanzspitze.

Als wir uns mittags zu Tisch setzen und der unvermeidliche Fisch erscheint, hat keiner von uns Appetit. Der Fisch bleibt uns im Hals stecken. Ganz am Anfang, als eine Aussicht auf Abwechslung noch nicht vorhanden war, haben wir ihn tapfer gegessen. Später haben wir ihn ertragen im Hinblick auf die he-

ranwachsenden Lämmer ... Aber an den Lämmern haben sich andere, Ungeduldigere vergnügt. Und dann freuten wir uns auf die armen Schweinchen ... Heute haben die räuberischen Vielfraße uns die Hoffnung auf Kostveränderung gänzlich geraubt. Der Fisch widerstrebt uns. Aber auch morgen müssen wir den gleichen Speisezettel beibehalten: Fisch dreimal täglich. Und im Sommer werden wir uns wieder unseren Jahresvorrat anlegen: dreitausend gefrorene Fische für die Familie und das Doppelte für die Hunde.

DER SCHWARZFUSSINDIANER

August 1842

Ich mache noch eine schnelle Fahrt mit Kahwonaby und einem alten Ruderer. Doch bevor ich aufbreche, muss ich weitere Schutzmaßnahmen gegen unsere Wolfshunde treffen. Sie werden immer wilder. Die Einzigen, denen ich sie anvertrauen kann, sind Budd und Mustagan, sonst wagt sich kein anderer mehr in ihre Nähe. Wir bauen also einen Stall mit einem hohen und starken Palisadenzaun.

Dann besteigen wir das Rindenkanu, überqueren den Nordteil des Lake Winnipeg und fahren den Saskatchewan und einen seiner südlichen Nebenflüsse hinauf. Hier kommen wir wieder in eine Gegend, die unter der Nähe weißer Siedler leidet.

Die Landschaft wirkt rau und abweisend. Die Ufer sind umsäumt von finsternen Fichtenwäldern, das Tal ist eng, zwischen steile Hänge eingezwängt. Nun, wo wir uns am Eingang einer jähren Felsschlucht befinden, verengt sich die Talsohle noch mehr.

Durch wilde Wasserwirbel dringen wir in den Engpass vor. Das Wasser kocht und zischt, wir müssen alle Kräfte aufbieten, um in der reißenden Strömung überhaupt vorwärtszukommen. Fast nächtliche Dunkelheit umgibt uns, so hoch steigen rechts und links die Felsenwände auf. Darüber hängen dichte Wolken. Der Regen schüttet herab und durchkühlt uns. Für eine kurze Strecke treten die Felsen ein bisschen zurück, die Strömung beruhigt sich und gewährt uns eine Pause zum Verschnaufen. Am rechten Ufer, auf dem schmalen Streifen zwischen Fluss und Felswand, behauptet sich ein Stückchen Wald. Wir sind umschlossen von einer natürlichen Festung. Alles wirkt düster und unheimlich. Der Wind bricht sich heulend an den gezackten Felsen.

Zwischen den Tannen, in das Felsgestein geduckt, tauchen ein paar Wigwams auf. Ein großes Feuer, das dort brennt, lockt uns an, denn wir sehnen uns sowohl nach etwas Wärme als nach einer Ruhepause. Am Eingang des ersten Wigwams reckt sich eine hünenhafte Gestalt auf, ein Indianer mit grimmigem Gesicht, ein kampfbereiter Riese. Auf dem Kopf trägt er eine Pelzmütze mit zwei Wolfsohren, geschmückt mit unzähligen Falkenfedern, die den Kopf wie eine Mähne umgeben. Die Schultern sind von einem Wolfsfell bedeckt, und jede Bewegung wird durch das Klappern der Raubtierzähne und -krallen betont, mit denen der ganze Körper behängt ist. Die zahlreichen Skalps, die am Gürtel des Indianers baumeln, bezeugen die besondere Grausamkeit seines Wesens und seine kriegerischen Erfolge. Die finstere Erscheinung lässt uns zurückschrecken.

»An meinem Feuer, Bleichgesicht, wirst du dich nicht wärmen!«, schreit uns der Indianer mit schneidender Stimme entgegen.

Kahwonaby flüstert mir zu:

»Sei vorsichtig! Es ist ein Schwarzfuß.«

Offensichtlich ist mein Steuermann für Rückzug. Ich dagegen möchte gern ein Gespräch anknüpfen. In das aufsteigende Gewitter werfe ich einige friedliche Worte und nähere mich dem Eingang des Wigwams.

Der Schwarzfußindianer versperrt mir den Weg. »Du Hund! Mach dich fort! Euretwegen flammt in unseren Herzen der Zorn. Unser Volk lebte glücklich und ungestört, dann kamen die ersten Bleichgesichter. Kaum gelandet, metzelten sie Indianer nieder. Den Kopf unseres Häuptlings haben sie auf einen Speer gespießt, pflanzten ihn auf ihre Barrikaden. Wir Indianer kämpften Mann gegen Mann. Doch ihr, ihr habt wie Feiglinge den Tod aus der Ferne gesät. Unsere Väter haben sich tapfer geschlagen und viele Siege errungen. Zu ihrem Unglück haben sie den Frieden angenommen. Sie meinten es aufrichtig, sie wussten nicht, dass die Weißen ehrlose Hunde sind, die nur nach Blut und Raub lechzen.

Dann haben die Hunde unseren Vätern das Feuerwasser gegeben. Unsere Väter tranken davon und verloren den Verstand. Von der Küste ließen sie sich weit zurückdrängen und flüchteten in die Wälder. Von diesem Tag an sind wir immer nur gehetzt worden wie die wilden Tiere. Nie habe ich das Licht der Sonne anders sehen dürfen als durch das Blätterdach der Bäume, nie konnte ich die Gräber meiner Väter besuchen.

Ihr wolltet ein Stück Land, wir haben es euch überlassen. Um des Friedens willen haben wir das Land unserer Väter verlassen und es den Fremden gegeben, denn sie behaupteten, dass sie es brauchten. Aber je mehr wir gaben, desto mehr habt ihr genom-

men, mit Gewalt und mit List. Jetzt bleibt uns kein Platz mehr zum Leben.

Jawohl, sogar das Recht zu leben streitet ihr uns ab. Ihr tötet unser Volk durch das Feuerwasser, und jetzt, wo es tödlich verwundet ist, verfolgt ihr und zerfleischt ihr es wie Hunde, die sich festbeißen in einem blutenden Hirsch. Ihr habt kein Mitleid, keine Gerechtigkeit und keine Ehre, ihr Hundevolk! Ihr seid Würger, die ohne Grund erwürgen, ihr seid reißende Wölfe, die nur zum Vergnügen töten. Alles, was sich seiner Freiheit freut, vernichtet ihr, die Tiere wie die Menschen!

Bleichgesicht! Wir waren ein stolzes, starkes Volk, lebten frei und glücklich auf dem Boden unserer Väter. Ihr habt uns ohne Erbarmen verfolgt. Ich bin jetzt nur noch ein vertrockneter Baumstamm, dem die Weißen seine Wurzeln und Zweige geraubt haben. Aber gegen die Hunde werde ich die letzten Knochen meines Stammes grimmig verteidigen. Mein Volk ist nie ein Sklavenvolk gewesen. Ihr werdet uns vernichten, aber unterjochen werdet ihr uns nie!«

Ihm zuzureden wäre nutzlos, wahrscheinlich auch gefährlich. Sein Herz ist verschlossen durch den Hass – den Hass, den man leider nur zu gut versteht. Die schändlichen Gewalttaten der Weißen haben die Herzen der Indianer verhärtet. Haben wir das Recht, deshalb einen Vorwurf gegen diesen Häuptling zu erheben?

Das Unwetter tobt immer heftiger. Der Wind trägt das dumpfe Rauschen eines Wasserfalles herüber, der weiter oberhalb den Fluss versperrt. Es bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als so schnell wie möglich durch den Engpass zurückzufahren. Als ich mich noch einmal umdrehe, um dem Schwarzfußindianer wenigstens ein Abschiedswort zu sagen, bemerke ich, dass über

dem Eingang seines Wigwams, mit Lederriemen festgebunden, der Kopf eines Wolfes angebracht ist. Drohend schimmern die Fangzähne in dem geöffneten Rachen.

Niedergeschlagen ergreifen wir die Ruder. Sind es die brutalen Worte dieses »Sohnes der Wölfe«, die uns so verletzt haben? Nein. Traurig sind wir vor allem deshalb, weil wir den Hass gesehen haben, den die barbarische Grausamkeit der Kulturmenschen überall gesät hat.

Wir fahren den Saskatchewan wieder hinunter. Der Herbst steht vor der Tür. Das Laub wird schon gelb, und einzelne vom Sturm losgerissene Blätter wirbeln über dem Fluss. Mir ist traurig zumute. Unsere letzten Begegnungen mit den von den Weißen verfolgten Indianern gehen mir nach. Die einen sind entwürdigt und die anderen von Hass erfüllt. Alle diese Indianer, die wir gesehen haben, sind unglücklich und ihres einstigen Ruhmes entkleidet. Hier werde ich den Indianer, den ich suche, niemals finden. Wenn er überhaupt noch existiert, der Indianer mit dem edlen, unverfälschten Herzen, dann höchstens außerhalb des dreckigen Dunstkreises der Kulturmenschen. Das Ziel meiner Träume ist jetzt, weit in den Norden oder in den Westen zu gehen, in Gebiete, die vom Händlergeist des weißen Mannes noch gänzlich unberührt sind. Meine Gedanken richten sich auf den großen Mackenzie River, der nach Norden fließt, fort von der Zivilisation. Das ganze Land, das er durchströmt, ist noch wild und unverfälscht. Werden wir die echten Indianer nicht vielleicht an den Ufern des Mackenzie finden?

Der Saskatchewan bringt uns wieder zum Lake Winnipeg. Wie gewohnt halten wir uns möglichst nah am Ufer, denn in einem

Rindenkanu kann man sich nicht in die Mitte des Sees hinauswagen. Wegen der vielen Landzungen, mit denen die Küste kilometerweit in den See vorstößt, fahren wir von einem Kap zum anderen, um die tiefen Einbuchtungen abzuschneiden. Dabei sind wir allerdings immer auf der Hut, dass wir nicht auf einer dieser Zwischenstrecken von einem Sturm überrascht werden.

Aber die Gewöhnung an Gefahren macht uns dennoch allzu kühn. Am 8. September setzen wir die Fahrt trotz des zunehmend stürmischen Wetters fort. Wegen des häufigen Gegenwinds haben wir uns ohnehin schon verspätet, die Jahreszeit rückt vor, und wir wollen nicht vom Frost überrascht werden. Riesige Wellen, fast wie auf dem Meer, rollen uns entgegen. Das Wasser schlägt ins Boot, sodass einer von uns dreien ununterbrochen ausschöpfen muss.

Es ist noch ziemlich früh am Morgen. Wir rudern seit anderthalb Stunden. Da plötzlich packt uns, als wir um die Spitze einer Landzunge biegen, eine ungeheure Welle, die sich brechend über uns ergießt und das Boot halb mit Wasser füllt. Wir drehen schleunigst bei und fahren in die Bucht hinein, nehmen unsere Route aber bald wieder auf.

Zwei Kilometer vor uns zeichnen sich die Umrise eines Kaps ab. Durchnässt und halb erstarrt rudern wir in gerader Linie darauf zu, als mit einem Mal eine neue Woge unser Boot packt, es umkippt und uns ins Wasser schleudert. Als ich wieder an die Oberfläche komme, sehe ich, dass das Boot kieloben auf dem Wasser treibt. Auf dem Kiel sitzt rittlings Kahwonaby. Ich schwimme zu ihm hin und klammere mich vorne am Schiffsrumpf fest. Mein Ruderer, der schon alt ist, hält sich an einem Holz fest. Er ist schwächer als wir beiden anderen. Außerdem ist

er dem Wellengang mehr ausgesetzt, er ist also der gefährdetste von uns.

»Wir werden sterben«, sage ich zu Kahwonaby.

»Ja, sicher«, erwidert er.

Das Wasser ist so kalt, dass wir das Ufer schwimmend nicht erreichen würden. Unsere einzige Rettungsmöglichkeit liegt darin, dass wir uns weiter an das Boot klammern. Vielleicht treiben uns die Wellen bis ans Ufer.

Der Ruderer ist am Ende seiner Kräfte. Seine Bemühungen, sich über Wasser zu halten und das Boot nicht loszulassen, werden immer schwächer. Ich frage ihn, ob er zum Sterben bereit sei.

»Ja«, erwidert er, »schon seit langen Jahren bete ich.«

Als Kahwonaby sieht, dass die Augen des Alten sich geschlossen haben, streckt er die Hand aus, ergreift ihn bei den Haaren, auf die Gefahr hin selbst abzurutschen, und bettet den Kopf des alten Mannes auf seine Knie, wobei er darauf achtet, dass der Mund immer oberhalb des Wassers bleibt. Wir müssen fürchten, dass der Arme tot ist. Aber Kahwonaby hält den Kopf mit heldenhafter Ausdauer, fest entschlossen, den Leib am Ufer zu bestatten, falls es uns gelingt, uns an Land zu retten.

Ich fühle, wie auch mir die Kräfte schwinden. Ich habe keine Hoffnung mehr, dem Tod zu entrinnen. Ich befehle meine Seele und meine Angehörigen dem Herrn an. Dann wende ich mich an Kahwonaby. Ich fühle, sage ich ihm, dass ich untergehen werde, er selbst solle sein Leben retten. Er antwortet, er wolle nicht mehr leben. Wenn wir anderen ertrinken müssten, wolle er mit uns zusammen sterben. Doch als ich an meine Familie denke und an unser Werk, wird der Wunsch zu leben wieder mächtig. Aber, sage ich mir dann, wenn ich meine Aufgabe hier vollendet habe, dann

kann mich Gott zu sich heimnehmen. Wenn er aber will, dass ich noch weiter für ihn arbeite, dann wird er Wege finden, unser Leben zu bewahren. Ich habe mich ihm völlig ergeben, ich sage ohne Rückhalt: Dein Wille geschehe. Ich habe die ganze Zeit gebetet. Und plötzlich steigt die Hoffnung wieder in mir auf, dass wir doch gerettet werden. Ich habe keinen Zweifel mehr, es ist seltsam, denn es ist nichts zu sehen, was mich ermutigen könnte. Der Sturm tobt genauso wie vorher. Die Wogen erheben drohend ihre Häupter, und mit unserem gekenterten, zerbrechlichen Boot sind wir ein Spielball der Elemente. Aber Gott, der der Herr der Stürme und der Herzen ist, gibt mir Kraft und Hoffnung. Die Gewissheit in mir ist so groß, dass ich mit den Armen zu rudern beginne. Im gleichen Moment schlägt der alte Ruderer die Augen auf.

Ich bin plötzlich glücklich, fast fröhlich. Die Dankbarkeit gegenüber Gott gewinnt in meinem Herzen die Oberhand über alle anderen Gefühle. Wir nähern uns jetzt dem Ufer. Ich taste mit den Füßen, finde aber keinen Grund. Doch das Ufer kommt näher und näher, und schließlich stoße ich auf festen Boden.

Unsere erste Sorge gilt dem alten Ruderer, der nicht mehr die Kraft zu gehen hat. Dann bergen wir das Boot, und als wir es umdrehen, müssen wir feststellen, dass wir alles verloren haben, alles außer unseren Decken. Dass die Decken uns geblieben sind, ist ein großer Segen, denn ohne sie würde uns die Kälte in der Nacht grausam zusetzen. Wir knien nieder und danken Gott, dass er uns bewahrt hat. Erschöpft von der Kälte legen wir uns für kurze Zeit in den nassen Sand. Dann schieben wir das Boot wieder ins Wasser und eilen weiter, um so schnell wie möglich irgendeinen Wigwam zu erreichen, wo wir uns an einem Feuer wärmen können und wo man uns zu essen gibt.

In Norway House, kurz nach unserer Heimkehr, erwartet uns eine schreckliche Tragödie. Da der Winter naht, liegt mir daran, dass meine Wolfshunde sich mehr bewegen, damit sie gelenkig werden. Eines Morgens gehe ich mit Budd, der die Hunde zu bändigen versteht, in ihr Gehege, um sie loszumachen. Die schwere Tür des Geheges habe ich sorgfältig zugezogen, aber da sich das Schloss auf der Außenseite befindet, kann ich den Schlüssel nicht umdrehen, damit niemand hereinkann. Mit unseren großen Peitschen bewaffnet, ketteten wir die Hunde los und lassen sie umhertoben und miteinander spielen, denn das ist ihre größte Freude.

Währenddessen ist ein alter Indianer zur Missionsstation gekommen, um mich zu besuchen. Nachdem er mich in und um das Haus herum gesucht hat, kommt er schließlich an die Tür des Hundestalls, öffnet sie und tritt ein. Wie wilde Bestien stürzen sich die Hunde auf ihn, und ehe Budd und ich sie zurückreißen können, haben sie den unglückseligen Indianer so zerbissen, dass er stirbt, wohl mehr infolge seines Schreckens als wegen seiner Wunden.

Auf diese furchtbare Szene hin lasse ich die vier Untiere sofort beseitigen. So endet nun das prächtige Gespann, das im ganzen Umkreis so viel Bewunderung gefunden hat und auf das ich allzu stolz gewesen bin.

DAS TOTEM



DER ESKIMOZAUBERER

Dezember 1842

Wir starten zu einer neuen Schlittenexpedition. Unsere letzten Fahrten haben eine große Enttäuschung bei mir hinterlassen, denn überall habe ich nur Verdorbenheit, Hinterlist und Gewalt gefunden. Habe ich mich getäuscht? Ist mein Traum vom edelmütigen Indianer nur ein Hirngespinnst? Gibt es in der Welt der Wirklichkeit nur Bosheit, Hass und Unglück?

Wir müssen weiter in den Norden, weg aus dem schmutzigen Bereich des weißen Mannes! Die Bleichgesichter haben überall nur Ungerechtigkeit verbreitet und Rachgier wachgerufen. Sobald der Eingeborene mit ihnen in Berührung kommt, empört er sich oder wird gemein und niedrig. Durchforschen wir also die Schneewüsten und die Wälder! Suchen wir nach Indianern, die das Glück gehabt haben, mit Kulturmenschen nie in Berührung gekommen zu sein.

Wochenlang fahren wir durch die schütterten Wälder des Nordens. Die Indianer, die wir treffen, sind nicht anders als die bisherigen. Egal, ob entgegenkommend oder hasserfüllt, gewalttätig, hinterlistig – alle sind sie unglücklich, getrieben von Selbstsucht und Rachedurst. Wir müssen noch weiter, in noch abgelegene Gebiete.

Wir haben die Waldgrenze überschritten. Hier und da wachsen noch vereinzelt Birken. Sie liefern nur schlechtes Brennholz, die Nächte sind qualvoll. Auf den großen, nackten Ebenen herrscht eine grausige Kälte. Das Thermometer sinkt auf fünfzig,

ja auf sechzig Grad unter null. Jeden Abend zittern wir, ob wir Holz für unser Feuer finden.

Trotzdem fahren wir weiter. Die Bäume schrumpfen zu Gestrüpp zusammen und werden immer seltener. Zur Vorsicht führen wir immer einen kleinen Holzvorrat mit, eine eiserne Reserve für zwei bis drei Nächte.

Sonntag, 15. Januar 1843

Wir ruhen uns aus. Innerhalb einer dichten Birkengruppe haben wir einen komfortablen Lagerplatz. Mit dem üppigen, gestern Abend gesammelten Holzvorrat können wir ein ordentliches Feuer unterhalten, und wir genießen einen friedlichen Sonntag mitten in der Schneewüste.

Montagabend, 16. Januar 1843

Kein Baum, kein Strauch, so weit man blicken kann. Dank unserer Holzreserven können wir uns Tee machen. Dann legen wir uns direkt schlafen, um die Kälte nicht so sehr zu spüren.

Mittwoch, 18. Januar 1843

Wir haben vor Kälte nicht schlafen können. Kurz nach Mitternacht sind wir wieder aufgebrochen. Wenn man sich bewegt, ist die Kälte leichter ertragen.

Unserer eintönigen Nachtfahrt wird plötzlich eine freudige Abwechslung beschert: Am Himmel flammt mit einem Mal ein Nordlicht auf. Es ist ein Schauspiel, dessen Schönheit jede Fan-

tasie in den Schatten stellt. Das Nordlicht leuchtet schlagartig auf und erstrahlt in einer Pracht, die nichts Irdisches mehr hat. Es verändert sich in schnellem Wechsel und schreitet sozusagen von Herrlichkeit zu Herrlichkeit. Mit einem ständig wechselnden Glanz erleuchtet es den Himmel wie ein erhabenes, geheimnisvolles Feuerwerk. Fantastische Bilder entstehen, die in allen Regenbogenfarben glänzen. Es ist ein gleichzeitig besonderes und beunruhigendes Schauspiel, verblüffend, faszinierend, von betörender Schönheit. Wir bewundern es mit ehrfürchtigem, fast ängstlichem Staunen. Die ganze Nacht hindurch flammen immer wieder neue Nordlichter auf und senden ihre Strahlenbündel aus. Erst als der Morgen anbricht, erlöschen sie. Sie haben uns die elende Kälte ganz vergessen lassen.

Donnerstag, 19. Januar 1843

Es ist unwahrscheinlich kalt. Ein Schneesturm macht unser Vorwärtskommen sehr mühsam. Mustagan sagt zu mir:

»Herr, lass uns umkehren. Was suchst du noch höher im Norden? Indianer gibt es dort nicht mehr.«

Freitag, 20. Januar 1843

»Lass uns weiterfahren, Mustagan. Das Wetter scheint sich wieder aufzuklären. Ich weiß selbst nicht, was mich zieht, aber ich fühle, dass ich weitermuss.«

Samstag, 21. Januar 1843

Wind und Schnee, ein scheußlicher Tag. Es ist sehr spät geworden, bis wir endlich einen Lagerplatz zum Übernachten gefunden haben.

Sonntag, 22. Januar 1843

Ein grausiges Erwachen. Es hat die ganze Nacht geschneit. Unser miserables Birkenholz hat sich so voll Schnee gesogen, dass es nass wird, wenn die Flammen es berühren, und es will nicht brennen. Den ganzen Tag zittern wir vor Kälte. Dieser Sonntag ist furchtbar.

Wieder sagte Mustagan:

»Herr, lass uns umkehren. Was suchst du hier oben? Noch zwei oder drei Tagesmärsche weiter, und wir kommen zu den Eskimos – wenn wir nicht vorher schon erfroren sind. Du weißt, wie wild die Eskimos sind. Wenn Indianer mit Eskimos zusammentreffen, dann kommt es über uns, wir können uns nicht mehr halten. Der Indianer bringt den Eskimo um, damit er nicht selbst umgebracht wird.«

Als es Abend wird, lassen die Windböen nach. Der Sternenhimmel glitzert wie ein tiefer Raum. Dann geht ein Nordlicht auf und entfaltet seinen trügerischen Zaubergranz. Es bedeckt den Himmel wie ein Schleiertuch von reinstem Weiß. Es schwebt und blüht auf, dann rollt es sich zusammen und entfaltet sich wieder mit geheimnisvollen Schwingungen. Unaufhörlich breitet es sich aus und zieht sich zusammen, das weiße Leinentuch, leuchtend und ungreifbar. Wir schauen wie gebannt zu.

»Mustagan, lass uns noch einen Tag weiterfahren.«

»Herr, ich möchte keinen Eskimos begegnen. Ich weiß nicht, was dann geschehen würde.«

Der Morgen kündigt einen strahlenden Tag an. Wir ziehen unsere Bahn über grenzenlose Flächen. Auch am Horizont ist nichts zu sehen, nicht der kleinste Baum, kein Felsen. So weit das Auge reicht, umgibt uns makellostes Weiß. Die Schneekristalle glitzern und leuchten wie ein samtener Teppich. Kein Hauch bewegt die Luft, die Welt ist eingehüllt in friedvolles Schweigen. Die Sonne spiegelt ihre Majestät im Leuchten des Schnees.

Die fächerförmig angeschirrten Hunde traben freudig dahin. Mustagan sitzt neben mir, sein Gesicht ist fast wieder heiter.

Vor uns, im Schutz einer Bodenwelle, taucht ein kleiner symmetrischer Erdhügel auf. Instinktiv steuern die Hunde darauf zu, bellen aber nicht. Sie scheinen beunruhigt. Bald erkennen wir, was es mit dem Hügel auf sich hat: Es ist eine Schneehütte. Vor dem Eingangsloch steht ein Mann.

Als wir ziemlich nah herangekommen sind, bleiben unsere Hunde unschlüssig und verwirrt stehen. Der Fremde flößt ihnen Respekt ein. Alles, was er an sich hat, ist ungewohnt. Die Hunde merken, dass er nicht wie ein Indianer riecht. Auch meine Fahrtgenossen sind von einer unerklärlichen Angst ergriffen. Ihre sichtliche Furcht überrascht mich. Ohne dass irgendein Grund zu sehen wäre, haben ihre sonst ruhigen Gesichter einen scheuen Ausdruck angenommen.

Der Unbekannte, die ganze Szenerie bringt uns in Verwirrung. Erstens die Behausung: Nie haben wir Indianer gesehen, die Schneehäuser bauen. Zweitens seine Kleidung: Sie besteht

nicht aus weichem Pelz wie in den Wäldern, sondern vielmehr aus steifem, dickem Fell, das ölig ist und aus borstigem Haar besteht. Es ist Seehundsfell. Drittens sein Gesicht: Es ist ein breites, knöchiges Gesicht, ganz anders als die fein geschnittenen Profile der Indianer. Seine Züge tragen einen überraschend friedlichen und wohlwollenden Ausdruck. Ich freue mich über meine erste Begegnung mit einem echten Eskimo.

Meine besorgten Gefährten beruhigen sich wieder, als sie bemerken, wie arglos und friedfertig er uns anblickt. Als sie vorsichtig umherspähen, erkennen sie, dass der Fremde allein ist. Nirgends sieht man eine Spur von einer anderen Behausung.

Der Eskimo zeigt uns seine Schneehütte. Gebückt folgen wir ihm durch den tunnelartigen Eingang und gelangen in einen runden Raum mit gewölbter Decke. Für uns ist alles hier verwunderlich: sowohl die Schneebank, die als Bett dient, als auch die übrige Einrichtung, die ganz im Zeichen des Seehunds und des Öls steht. Nirgends sieht man auch nur eine Spur von Holz, und auch sonst nichts Pflanzliches. Alles stammt vom Seehund und vom Rentier. Ihre Knochen und Sehnen liefern die nötigen Bestandteile, um Werkzeuge und Geräte herzustellen. Ihre Felle verwandeln sich zu Kleidern und Decken, und aus dem Fett wird das Öl gewonnen, das zum Heizen und Beleuchten dient.

Während wir fasziniert alle Einzelheiten in uns aufnehmen, wird unser Staunen immer größer. Wir bewundern die Genialität dieses Volkes. Nur von den wenigen Tieren, die ihm der Hohe Norden bietet, gewinnt es alles, was es zum Leben braucht. Doch trotz allem Interessanten fühle ich mich in diesem übel riechenden Eiskeller nicht sehr wohl, und vor allem die Indianer verspüren eine unüberwindbare, körperliche Abneigung.

Als wir wieder draußen an der frischen Luft sind, bemerken wir, dass auf dem gewölbten Dach der Schneehütte ein Kranz aus Leder angebracht ist, von dem strahlenförmig viele dünne Streifen ausgehen. Offensichtlich stellt das Gebilde die Sonne dar. Ob es eine ähnliche Bedeutung hat wie die Stammeszeichen der Indianer? Ich frage den Einsiedler:

»Bist du ein ›Sohn der Sonne‹?«

Er weicht der Frage aus und erwidert einfach: »Ich suche das Licht.«

»Auf welche Weise suchst du es?«

Er versteht uns, aber unsere Sprache fällt ihm schwer.

»Ich bin ein Zauberer«, erklärt er langsam. »Ich bin hier in die Einsamkeit gegangen, weil ich mich sammeln will. Wenn ein Zauberer die Menschen und das Leben verstehen will, muss er sie verlassen und nachdenken. Jedes Jahr gehe ich von meinem Stamm fort und ziehe mich in die Einöde zurück. Am Tag des Mondwechsels baue ich mir meine Schneehütte, und dort bleibe ich. Am zehnten Tag bringt mir ein Verwandter Essen, am fünf- und zwanzigsten noch einmal. Wenn der Mond wieder wechselt, gehe ich zu meinen Brüdern zurück.«

»Und was erfährst du, wenn du in der Einöde bist?«

»Alle wahre Weisheit findet man nur in der großen Einsamkeit, fern von allen Menschen. Zur Weisheit gelangt man nur durch Leiden und Entbehrungen. Nur Erdulden enthüllt dem Menschen, was für die anderen verborgen ist.«

FATA MORGANA

Noch am gleichen Abend wenden wir uns wieder südwärts, denn die kurzen Tage zwingen uns zur Eile. Das Licht der untergehenden Sonne macht die feinen Wellenlinien der weiten, weißen Ebene plastisch. Die Hunde wirbeln den Pulverschnee auf, der sie als leuchtende Wolke umgibt, und wir fahren wie durch einen goldenen Staubschleier. Rings um uns glitzern schimmernde Reflexe.

Die Sonne ist umspielt von einem farbigen Lichtkreis und sonderbaren Kreuzen. Langsam neigt sie sich dem Horizont zu, und ein Meer von Licht ergießt sich über uns. Das untergehende Gestirn erglüht in tausend Farben.

Aber schnell rückt die Dämmerung auf uns zu. Die Sonne ist am Horizont verschwunden, und im gleichen Augenblick verwandelt sich der ganze Schauplatz. Der Schnee ist plötzlich grünlich fahl, und die Ebene, die eben noch strahlte, sieht jetzt tot und trostlos aus. Die Kälte dringt auf unsere Körper ein. Auch das Gemüt erstarrt vor dem kalten und feindseligen Blick der winterlichen Wüste. Der Himmel leuchtet noch, aber von Westen kriechen große, grüne Schatten vor, und der rote Glanz erlischt. Die Stunde nach Sonnenuntergang ist grausam, hart, gefühllos. Ihr gegenüber wirkt die Nacht fast freundlich.

»Mustagan, willst du heute kein Nachtlager machen?«

»Wir wollen weiterfahren, Herr. Morgen müssen wir tagsüber haltmachen, und der Wald ist noch sehr weit.«

Die Nacht hüllt uns ein. Vom prachtvoll hellen Glanz des Nordlandhimmels überstrahlt, eilen wir in Richtung Süden. Erst gegen Morgen lässt Mustagan anhalten. Wir schlagen das Lager

auf und nehmen unsere Abendmahlzeit ein. Wenig später beleuchtet die aufgehende Sonne vier Pelzhaufen, unter denen wir im ersten Schlaf liegen.

Als die Abenddämmerung hereinbricht, starten wir zur Weiterfahrt. Der Schnee ist ausgezeichnet, die Hunde brauchen kaum gelenkt zu werden. Unser Führer setzt sich neben mich auf meinen Schlitten.

»Denkst du, dass wir für längere Zeit unsere Fahrten in der Nacht machen?«

»Solange wir nach Süden fahren, ja. Am Tag, wenn die Sonne vom Schnee zurückgestrahlt wird, würde sie uns blind machen.«

»Ist die Sonne wirklich so gefährlich?«

»Herr, die Schneeblindheit bringt grausige Schmerzen. Du glaubst sie zu kennen, weil der Schnee dich manchmal geblendet hat. Aber die richtige Blindheit ist etwas anderes, etwas viel Schlimmeres. Jeder Sonnenstrahl, der vom Schnee zurückgeworfen wird, dringt wie ein Pfeil in dein Auge und verletzt es. Zuerst beginnen deine Augen stark zu tränen. Dann stellt sich ein furchtbares Brennen ein, als wenn glühend heißer Sand ins Innere des Auges rieseln und es aufscheuern würde. Wenn es anfängt wehzutun, ist es schon zu spät, um das Übel aufzuhalten. Man hätte schon zwei, drei Stunden früher haltmachen müssen.«

»Hast du selbst auch schon einmal unter Schneeblindheit zu leiden gehabt?«

»Furchtbar, auf einer Fahrt, wo ich allein war. Drei Tage lang war ich völlig blind. Zum Glück bin ich dann ins Dorf zurückgekommen, wo der Zauberer mich gepflegt hat.«

»Du bist allein weitergefahren, obwohl du blind warst? Wie hast du denn den Weg gefunden?«

»Herr, ein Führer vom Stamm der Cree findet immer seinen Weg. Er verirrt sich nie, weder nachts noch im Schneesturm, auch nicht, wenn er blind ist.«

Der neue Tag erhebt sich strahlend. Die aufgehende Sonne erfüllt uns mit so einer Freude, dass wir noch eine gute Stunde weiterfahren. Dann gebietet Mustagan energisch Halt. Als ich kurz darauf, in meine Pelze eingewickelt, daliege, kann ich nicht einschlafen, weil meine Augen heftig tränen. Dann verspüre ich ein sonderbares Stechen, das sich zu einem schmerzhaften Brennen steigert. Glücklicherweise geht das Übel nicht über dieses Anfangsstadium hinaus. Trotzdem verbringe ich den Tag in großer Sorge und verkrieche mich tief unter meine Decken. Mustagans Vorsicht hat mich vor Schlimmerem bewahrt.

Der nächste Morgen bringt schlechtes Wetter. Wir fahren bei Tag. Der Sturm treibt uns den gefrorenen Schnee ins Gesicht, die spitzen Kristalle stechen wie Nadeln. Als wir abends unser Lager aufschlagen, ist es schon dunkel. Leider haben wir nirgends eine windgeschützte Stelle finden können.

Um ein Uhr weckt mich Mustagan und schüttelt große Massen Schnee von meinen Decken. Ich habe zwar ein bisschen schlafen können, aber grausam gefroren. Es schneit ohne Unterbrechung. Um nicht zu erfrieren, machen wir uns auf, obwohl es mitten in der Nacht ist und der Schneesturm unvermindert weitertobt.

Im Laufe des folgenden Tages beruhigt sich das Wetter, und die Sonne bricht durch die Wolken. Zwischen ziehenden Nebeln sehen wir endlich die Wälder, nach denen wir uns so sehr sehnen. Ich atme voller Freude auf. Wald, das bedeutet, dass wir endlich wieder Holz für Lagerfeuer haben werden und einen Zufluchtsort, wo wir uns bei Sturm verkriechen können.

»Freu dich nicht zu früh, Herr. Der Wald ist noch sehr weit.«

»Wieso sehr weit? Da vorne ist er doch!«

Ein wirbelnder Windstoß erhebt sich, und mit einem Mal ist der Wald verschwunden, genauso plötzlich, wie er aufgetaucht war. Das Gleiche passiert uns an den folgenden Tagen noch mehrere Male. In dem Augenblick, wo die Luft besonders ruhig ist, täuscht uns eine Spiegelung das wunderbare Bild eines Waldes vor.

Wieder zwingt uns die starke Rückstrahlung der Sonne zu Nachtfahrten. Immer wieder muss ich an das Trugbild der Fata Morgana denken. Sollte auch das Bild des großherzigen Indianers, den ich nun schon seit Jahren suche, nur bloße Einbildung sein? Ein schönes Wahnbild, aus der Ferne prächtig anzusehen, aber nie zu fassen, das immer weiter wegrückt, je weiter man ihm nachjagt?

Das eine Mal durch grelles Sonnenlicht mit Blindheit geschlagen, das andere Mal von Schnee und Sturm umpeitscht, so eilen wir den fernen Wäldern zu. Heute Nacht ist das Fahren leicht. Mustagan sitzt neben mir auf meinem Schlitten.

»Wie findest du dich eigentlich zurecht, Mustagan, auf diesen endlosen Schneewüsten? Es gibt kein Zeichen, keinen Anhaltspunkt, weder Spuren noch Berge oder Felsen. Hast du keine Angst, dass du dich verirrst?«

»Nie.«

»Egal, ob plötzlich ein Sturm losbricht, ob man vor Schneegeböen nichts mehr sehen kann, ob du auf den riesigen Seen oder in den unergründlichen Wäldern von Unwettern überrascht wirst – nie bist du unsicher. Bei Tag wie bei Nacht bewegst du dich immer mit unglaublicher Sicherheit. Wie machst du das bloß?«

»Herr, ich weiß es nicht. Erklären kann ich es selbst nicht. Ich spüre eben, dass ich in diese Richtung gehen muss und nicht in jene. Ich kenne nicht den Weg, aber trotzdem weiß ich, dass ich dahin kommen werde, wo ich hinmuss.«

»Selbst wenn die Sonne dich blind gemacht hat, hast du keine Angst, dass du dich verirren könntest?«

»Nein, auch dann nicht. Ich kann völlig blind sein und vor dem Weg, den ich gehe, gar nichts sehen – und gehe trotzdem dahin, wo man mich erwartet. Und du selbst, Herr, weißt du denn, wo du hingehst? Kennst du deinen Lebensweg? Lange hast du mich nach Norden fahren lassen, du konntest nicht sagen, warum. Wusstest du, dass du den Eskimozauberer treffen würdest?«

»Nein, das habe ich nicht gewusst.«

»Und jetzt, nachdem wir diese lange, mühevollen Reise unternommen haben, nur wegen dieses einen Menschen, jetzt bist du zufrieden. Du weißt, dass du immer weiterfahren musstest, bis zu ihm. Und heute, weißt du heute, wo du hingehst? Bald werden wir wieder zu Menschen kommen. Glaubst du, dass sie dich erwarten? Weißt du, was für Indianern wir begegnen werden?«

»Nein, Mustagan.«

»Du, Herr, du bist ein ›Führer des Großen Geistes‹. Findest du deinen Weg nicht auf die gleiche Weise wie wir, die indianischen Pfadfinder? Du kennst den Weg nicht, du weißt aber, dass du dorthin kommen wirst, wo du hinsollst. Ohne zu wissen, wie-so, gelangst du nur durch Vertrauen an den Ort, wo du erwartet wirst.«

Im Dunkeln sehen wir, dass wir an einzelnen Baumgruppen vorüberkommen. Langsam wird der Baumbestand dichter, und schließlich, beim Aufgang des Morgensterns, erreichen wir den

Saum des Waldes. Die Hunde bellen freudig und traben immer schneller, denn ein lang ersehnter Geruch zieht sie mächtig an. Als der erste Strahl der Morgendämmerung heraufsteigt, kommen wir auf eine Lichtung, wo wir plötzlich Wigwams sehen.

Das kleine Dorf ist halb begraben unter lauter Schnee. Die Hütten stehen dicht zusammen, im Schutz ungeheurer Schneewälle, und die Bäume ringsherum biegen sich unter dem Gewicht der winterlichen Hülle. Endlich begegnen wir wieder Menschen! Seltsamerweise treibt uns hier ein viel stärkeres Verbundenheitsgefühl zu ihnen hin als vorher auf den Schneewüsten. Die ärmlichen Hütten, die sich in der Last des Winters eng zusammendrängen, machen die Verlassenheit und Einsamkeit der Menschen spürbar.

Das Gebell der Hunde weckt die Bewohner aus dem Schlaf. Wir werden herzlich aufgenommen. Am Abend versammeln wir uns um das Lagerfeuer. Ich erkläre, mit welchem Ziel ich hergekommen bin, und erzähle von der Liebe Gottes und vom Leben Jesu. Die Stunden verrinnen, niemand zählt sie. Man hört, wie die Bäume ächzen, wenn der Sturm in ihre Kronen fährt. Der Widerschein des Feuers glänzt auf den aufmerksamen, kupfrigen Gesichtern, die sich über das Feuer, das Geheimnis ihres Lebens, neigen.

Schließlich erhebt sich der Häuptling und sagt mit freundlicher, aufrichtiger Stimme:

»Was du gesprochen hast, erfüllt mein Herz. Über den Großen Geist zu hören, gerade darauf hatte ich gehofft.«

Dann tritt ein wild aussehender, alter Mann vor. Seine grauen Haare sind zu einem Zopf geflochten, der bis zu den Knien reicht.

»Missionar«, sagt er ernst, »es hat eine Zeit gegeben, wo diese Haare schwarz wie Rabenflügel waren. Jetzt sind sie beinahe

weiß. Die grauen Haare und die Kindeskinde sagen mir, dass ich alt werde ... Wie froh bin ich, dass ich nicht gestorben bin, bevor ich diese schöne Geschichte hören konnte! Aber ich bin alt ... Bleib doch noch hier und erzähl uns noch mehr von diesen Dingen. Ich werde nicht mehr viele Winter sehen ... Komm bald wieder!«

Er will auf seinen Platz zurückgehen, aber nach zwei Schritten kehrt er wieder um und stellt sich vor mich.

»Missionar, darf ich weitersprechen?«

»Natürlich, ich bin hier, um euch anzuhören.«

»Du hast gesagt: *Notawenan!* Unser Vater!«

»Ja, das habe ich gesagt: unser Vater.«

»Das ist für uns etwas ganz Neues, Schönes. Wir haben nie gedacht, dass der Große Geist ein Vater wäre. Wir hören ihn im Sturm und im Gewitter und wir haben Angst vor ihm, aber nun hast du uns gesagt, dass er ein Vater ist, und das ist herrlich für uns.«

Er zögert einen Augenblick, dann sieht er mich an und fragt wieder:

»Darf ich weitersprechen?«

»Aber sicher, sprich!«

»Du sagst *Notawenan*, unser Vater. Ist er dein Vater?«

»Ja, er ist mein Vater!«

»Und heißt das, dass er auch mein Vater ist, der Vater des armen Indianers?«

Seine Augen und der Ton in seiner Stimme flehen um Antwort.

»Aber sicher«, sage ich, »auch deiner.«

»Dein Vater«, wiederholt er, »der Vater des Missionars und der Vater des armen Indianers.«

»Ja, so ist es.«

»Dann sind wir ja Brüder!«, ruft er aus.

»Genau so ist es«, wiederhole ich.

Eine Welle der Begeisterung geht durch die Versammlung. In diesem Moment, wo ihnen das Gespräch nicht nur die Vater-schaft Gottes, sondern auch die Einheit der menschlichen Fami-lie so unerwartet und lebendig vor Augen führt, können sie ihre Freude kaum mehr beherrschen.

Der Alte ist indessen noch nicht fertig. Mit einer Geste be-schwichtigt er die Freudenbekundungen, wendet sich mir wie-der zu und fragt zum dritten Mal:

»Darf ich weitersprechen?«

»Ja, sag alles, was du auf dem Herzen hast ...«

»Gut. Ich will nicht hart und streng sein. Aber mir scheint, es ist sehr viel Zeit vergangen, weißer Bruder, ehe du mit deinem großen Buch hierhergekommen bist und deinen roten Brüdern in den Wäldern diese kostbare Geschichte erzählt hast.«

Der Ernst dieses Ausspruches, und nicht weniger seine Rich-tigkeit, macht mich tief betroffen. Dann, als das erste Erschre-cken vorüber ist, ergreift mich tiefe Bewegung über diesen Hunger nach dem Evangelium. Ich staune über die Tiefe der religiösen Intuition bei diesem scheinbar primitiven Heiden. Schon bei der ersten Begegnung erfasst er Gottes Liebe und freut sich über die Bruderschaft der Menschen. Was für eine Weite des Blicks, was für ein wunderbarer Aufschwung des Glaubens!

Am nächsten Morgen müssen wir uns trennen. Nachdem wir die verschneiten Wigwams hinter uns gelassen haben, fährt Mustagan einen Umweg. Auf einer Anhöhe verneigt er sich mit

großer Ehrfurcht vor einem überschneiten Hügel. Das Grabmal trägt als Zeichen Adlerfedern.

DIE BIBER

Wie sehr freuen wir uns nach dem langen, harten Winter auf den Frühling! Mit großer Ungeduld warten wir darauf, dass die Seen und Flüsse auftauen. Jedes Jahr, vor meiner großen Sommerfahrt, pflege ich mit Frau und Tochter einen der benachbarten Stämme zu besuchen. Über diesen Familienausflug freuen wir uns immer wie Kinder. Schon lange vorher überlegen und planen wir, und mit dieser Vorfreude ertragen wir geduldig die abscheulichen Wochen der Schneeschmelze.

Mai 1843

Wir steigen glücklich und fröhlich ins Kanu. Unser einziger Begleiter ist Kahwonaby. Wir beide rudern, während Maria und Eugenie begeistert die erwachende Natur betrachten. Wir folgen dem gewundenen Lauf der kleinen Flüsse, die friedlich dahinströmen, entdecken kleine, stille Buchten und gleiten durch hängende Zweige hindurch. Unter den Bäumen erwachen überall die Leberblümchen, und die Lichtungen sind übergrünt von zarten jungen Farnwedeln.

Als es Abend wird, stellen wir das Zelt auf und richten eine Lagerstätte aus Zweigen her. Maria und Eugenie gehen währenddessen noch ein bisschen am Ufer entlang und bewundern den Widerschein der untergehenden Sonne auf dem Wasser. Plötzlich erblicken sie einen Schwarzbären, der schwimmend das Ge-

wässer überquert. Ganz in ihrer Nähe klettert er an Land. Die beiden erschrecken – der Bär zum Glück nicht weniger. Mit langen Sätzen flüchtet er ins Dickicht.

Am nächsten Tag fahren wir geräuschlos einen kleinen, stillen Fluss hinauf. Vielleicht bekommen wir ja einen Hirsch zu sehen, oder Wasservogel. Plötzlich fahren wir zusammen. Ganz in der Nähe bricht gerade ein Baum um! Kahwonaby lächelt schelmisch, lenkt das Boot zur Mündungsstelle eines kleinen Nebenflüsschens und legt an, direkt am Fuß eines sonderbaren Dammes. Wir steigen an Land und gehen leise um das Hindernis herum. Vorsichtig klettern wir auf einen kleinen Erdhügel, legen uns dort in das frische Grün und schauen mit erstaunten Augen auf die andere Seite: Unmittelbar vor uns arbeitet emsig und geschäftig eine Kolonie von Bibern.

Die niedlichen Tiere eilen unermüdlich hin und her, eines hilft dem anderen, jedes leistet seinen Teil am gemeinsamen Werk. Sie haben quer durch den Fluss einen Staudamm gebaut, zwei Meter hoch und zwanzig Meter lang. Oberhalb davon hat sich ein hundert Meter langer See gebildet. In einiger Entfernung vom Ufer erheben sich die seltsamen Kuppeln, die Behausungen der Biber.

Eine Gruppe arbeitet oben auf dem Staudamm, andere Biber schwimmen im Wasser. Sie sind eifrig damit beschäftigt, einen Riss zu reparieren. Der durch das kürzliche Unwetter angeschwollene Fluss hat weiter oberhalb einen Baumstamm mitgerissen und wie einen Rammklotz gegen den Damm getrieben, in dem nun eine Lücke klafft. Jetzt rinnt das Wasser durch die Bresche und nagt an den Rändern, sodass der Schaden schnell behoben werden muss, bevor er sich verschlimmert.

Eine andere Gruppe Biber fällt am Rand des Teiches überhängende Bäume. Mit ihren Zähnen nagen sie die Stämme so lange an, bis sie umbrechen. Das war das Krachen, das wir gehört haben. Drei weitere Tiere sind damit beschäftigt, die gefällten Stämme in handliche Abschnitte zu zersägen. Dabei fressen sie die Rinde. So gibt ihnen die Arbeit für die Gemeinschaft gleichzeitig die Nahrung. Zwei Transportarbeiter schaffen dann die Stücke bis zum Damm, indem sie sie schwimmend quer durch den See schieben. Bewundernswert, wie planvoll die Arbeit dieser Tiere organisiert ist! Alle ordnen sich ein und machen mit am gemeinsamen Werk.

Kahwonaby sieht bewundernd zu. Zwar ist das Schauspiel für ihn durchaus nichts Neues, und unsere erstaunten Mienen amüsieren ihn. Aber offensichtlich hat er vor den Bibern große Achtung, und er erklärt uns liebevoll, wie sie leben. Die Feinde des Bibers sind die fleischfressenden Raubtiere. Vor ihnen versucht er sich durch einen trennenden Wasserstreifen zu schützen. Die zur Kolonie gehörigen Biber graben zunächst in die Böschung eines Flüs schens ihre Löcher und polstern sie mit Reisisg aus. Dann errichten sie den Staudamm, damit der Wasserspiegel bis über die Eingangslöcher ihrer Baue steigt und diese so für ihre Feinde unzugänglich werden. Der Deich wird aus Stämmen und dazwischen eingeflochtenen Ästen hergestellt, deren Rinde sorgfältig abgeschält wird. Zum Ausstopfen der Zwischenräume dienen Zweige und biegsame Stöckchen. Dann holen sich die Biber an sumpfigen Uferstellen Schlamm, nehmen ihn ins Maul und bringen ihn zu ihrem Damm. Dort schmieren sie ihn mit ihren Pfoten in die Ritzen und verbinden die Stämme und Äste so zu einem einheitlichen Baukörper, der zum Schluss so wasserdicht und fest wie eine Mauer ist.

Das gestaute Wasser steigt, bildet einen See und überflutet die Eingänge der Bauten und schließlich auch diese selbst. Nun erweitern sie die Baue nach oben, indem sie mit Holzspänen vermischten Schlamm darauf häufen. Im Laufe der Zeit wachsen diese Kuppeln immer höher empor. Denn der Damm wird von den Bibern laufend erhöht, sodass der Wasserspiegel ständig steigt. Zum Schluss sind die Behausungen der Tiere ganz von Wasser umgeben und liegen nun mitten im Stausee.

Seine Schlafkammern richtet sich der Biber in dem Teil des Hauses ein, der herausragt. Aus Moos und trockenem Laub baut er sich ein warmes Nest. Die Wohnung hat jetzt zwei Eingänge: den alten, der nun unter Wasser liegt und von dem ein Gang nach oben führt, und einen zweiten in der Höhe des Wasserspiegels.

Mit Begeisterung schildert uns Kahwonaby die erstaunliche Zusammenarbeit dieser Tiere. Er zeigt uns, wie alle ihre Körperteile in bewundernswerter Weise ihrer Lebensweise angepasst sind: der beschuppte, flache Ruderschwanz, die fächerförmigen Vorderpfoten mit den Schwimmhäuten, die spitzen Krallen, geeignet zum Graben und zum Greifen von Holz, und der prächtige dicke, weiche Pelz, der vor dem kalten Wasser schützt.

Am liebsten würden wir noch stundenlang bleiben und zusehen, jedoch müssen wir zum Kanu zurück. Als wir weiterfahren, hören wir, wie wieder ein Baum krachend in den See stürzt.

Das Erlebnis mit den Bibern hat uns begeistert, und gerührt hat uns auch Kahwonabys liebevolle Sympathie für sie. Ich habe ihn gern, unseren Steuermann. Er ist stark und energisch und von lauterer Gesinnung, und er berührt unsere Herzen immer wieder durch sein überraschend großes Zartgefühl. Was für edle

und liebenswerte Charaktere entdecken wir doch unter den Indianern, die an unserer Seite leben!

Wenige Tage später erreichen wir das Dorf, das unser Fahrtziel ist. Wir treffen dort eine Indianerin wieder, die während des vorigen Sommers in Norway House gewesen ist und dort die Botschaft von Gott gehört hat. Glücklicherweise kommt sie auf uns zu:

»*Ayumeavookemou*, ich habe zum Großen Geist gebetet. Meine kleine Tochter war sehr krank geworden, ich hatte Angst, sie würde sterben. Da habe ich sie in die Arme genommen, mich niedergekniet und dem Großen Geist gesagt, was ich in meinem Herzen fühlte. Er hat Erbarmen gehabt, mein Kind ist gesund geworden. Gott hat es mir wiedergeschenkt.«

»Und wie hast du gebetet?«

»O Großer Geist, habe ich gesagt, ›erbarme dich doch und vergib mir alle meine Schlechtigkeiten. Bewahre mich vor der Sünde. Segne meinen Mann und meine Kinder, gib uns allen ein gutes Leben.‹ Ich vertraue auf Jesus, und ich glaube, dass er an einem Kreuz gehangen hat, um mich zu erlösen. Ich bin sehr glücklich.«

Meine Frau ist tief gerührt, dass im Herzen dieser Mutter ein so demütiger und vertrauensvoller Glaube lebt.

Auf der Rückfahrt folgen wir einem anderen Flusslauf. Auf einer Lichtung tauchen zwei Indianergräber auf. Das Ruder fällt mir plötzlich aus der Hand, eine ungewöhnliche Bewegung überkommt mich, und ich merke, wie ich zittere. Denn wieder spricht mich das Geheimnis an, das mich verfolgt: Auf jedem der Gräber ragt als Zeichen ein Rentiergeweih empor.

Wir fahren zum Ufer. Die Gräber sind sauber mit Birkenrinde belegt. Mehrere dieser Rindenstücke tragen Kohlezeichnungen

von Rentieren. Reste von Holzasche auf den Grabhügeln zeigen, dass die Gräber erst kürzlich besucht worden sind und dass das »Geistermahl« gefeiert wurde. Die Indianer glauben nämlich, dass die Seele des Verstorbenen an dem Ort bleibt, wo der Körper begraben worden ist, und dass sie sich von der Nahrung, die die Verwandten auf dem Grab zu sich nehmen, ihren Anteil nimmt. Daher werden Fisch- und Fleischstücke ins Feuer gestreut, die für den Gestorbenen bestimmt sind.

Kahwonaby sagt: »Die hier begraben sind, gehören zum Stamm der Rentiere. Der Stamm wohnt sehr weit weg von hier, im Nordwesten, am unteren Mackenzie.«

Ich höre zu, und mein Verstand nimmt die Worte gierig auf, aber es ist mir unmöglich, Kahwonaby an dieser Stelle weiter auszufragen. Zu stark fühle ich mich durch die Begegnung mit dem Rentierzeichen beeindruckt. Schweigend gehen wir zum Boot zurück.

Die Windungen des Flusses entziehen den Grabplatz unseren Blicken. Ich bleibe stumm, wage nicht zu sprechen. Es ist seltsam: Seit dreißig Jahren ist das Rentierzeichen das Symbol meiner Wünsche, und jetzt habe ich Angst davor, mir von Kahwonaby seine Bedeutung erklären zu lassen. Wird nicht der Reiz des Geheimnisvollen dann zerstört?

Außerdem fürchte ich, in Kahwonaby etwas aufzurühren, was ihn verwirren könnte. Sicher, er ist Christ, aber seine Seele wurzelt dennoch in den Traditionen seiner Sippe. Drückt sich die Verbundenheit mit seinen Ahnen nicht in dem Zeichen seines Stammes aus? Würde meine Frage nicht in seinem Herzen einen Zwiespalt zwischen Gott und seinen menschlichen Gefühlen wecken?

Oder habe ich im Grunde Angst vor mir selbst? Woher kommt es, dass dieses heidnische Symbol mich so berührt?

Dass der Anblick der Gräber mich bewegt hat, ist Kahwonaby nicht entgangen. Er merkt, dass meine Gedanken sich auch jetzt damit beschäftigen, und respektiert mein Schweigen.

Am nächsten Tag rasten wir. Es ist ein leuchtend heller Sonntag, und wir haben uns auf einer Lichtung niedergelassen. Neben uns murmelt heiter eine Quelle, und die Knospen an den Sträuchern schwellen, manche sind schon aufgesprungen. Aus ihnen quillt das erste zarte Grün der Blätter. In der ganzen Luft um uns schwingt Frühlingshoffnung.

»Kahwonaby, ich möchte dich etwas fragen.«

»Herr, ich höre.«

»Du hast doch gestern auf den Gräbern die Rentiergeweihe gesehen. Was bedeutet dieses Zeichen eigentlich?«

»Ich will dir mit meinem Herzen antworten, Missionar. Du weißt, ich bin Christ. Aber trotzdem liebe ich das Zeichen meines Stammes: den Biber. Ich bin ein Sohn des Bibers. Der Biber ist unser Totem.

Herr, sieh die Kätzchenzweige an den Weiden. Könnten sie aufblühen, wenn sie nicht von einem alten Stamm genährt würden? Und würden sich im Frühjahr die jungen Birkenblätter entfalten, wenn aus den alten Zweigen kein Saft in sie hineinströmte?

Das Totem des Bibers gab mir mein Vater, er selbst hatte es von seinem Vater. Seit unzähligen Geschlechtern sind wir Söhne des Bibers. Nach mir werden meine Söhne dieses Zeichen tragen, und meine Söhne werden es an ihre Söhne weitergeben. Wenn ich das Totem aufgäbe, würde ich das Band, das mich mit meinem Stamm verknüpft, durchschneiden. Vor allem aber würde

ich dann treulos gegen meine Väter handeln, und das wäre für mein Herz das Schmerzlichste.«

»Ich kann deine Treue gut verstehen, Kahwonaby.«

»Herr, der Biber sagt mir noch mehr. Jeder Indianer trägt in seinem Herzen ein Ziel, dem er nachstrebt und durch das er lebt. Der eine will listig wie der Fuchs sein, der andere möchte gefürchtet werden wie der Wolf. Ein dritter strebt danach, stark wie der Bär zu sein oder schnell wie der Hirsch. Jeder Mann nimmt sich das Totem seines Stammes zum Vorbild.«

»Das Totem ist also ein Ideal, dem man nachstrebt?«

»Mehr als das, Herr, ein Verbündeter und Helfer für sein ganzes Leben. Jeder schließt mit seinem Totem einen Pakt: Er verehrt und schont es und tut alles, um es nicht zu beleidigen. Seinem Totemtier fügt er nie einen Schaden zu, er achtet es, macht mit ihm ein Bündnis und vertraut ihm. Und das Totemtier beschützt ihn dafür und macht sein Leben stark.«

»Und du selbst, Kahwonaby, glaubst du auch noch, dass das Totem für seine Getreuen etwas tun kann?«

»Herr, lass mich dir erklären, was in meinem Herzen ist. Ich habe dir gesagt, unser Totem ist der Biber. Als ich klein war, hatte ich oft Streit mit meinen Brüdern. Manchmal war der eine auf den anderen neidisch, und jeder ging allein auf Jagd. Aber wenn wir das Wild in alle vier Richtungen jagten, mussten wir uns gegenseitig schaden. Da rief der Vater uns zu sich und sagte: ›Kinder, ihr seid Söhne des Bibers. Seht euch an, wie sie leben, beobachtet sie, wie sie ihre Wohnungen bauen. Arbeitet der eine, ohne auf den anderen zu achten? Fügen sie sich gegenseitig Schaden zu? Kinder, der Biber weiß, dass für ihn nichts gut und nützlich sein kann, wenn es nicht auch für seine Brüder gut ist.«

Eines Tages sagten wir zu unserem Vater: »Warum gehst du mit dem ganzen Dorf gemeinsam auf die Jagd, du hast doch genug, um unseren Wigwam satt zu machen?« Der Vater antwortete wieder: »Kinder, seht die Biber an. Richtet jeder seine Hütte ein, ohne dass er am Staudamm mithilft? Bauen sie den Damm nicht alle gemeinsam? Sind sie neidisch aufeinander? Sagt der eine: *Ich will keine Bäume fällen!*, und ein anderer vielleicht: *Schlamm holen, nein, das will ich nicht!?* Sagt etwa einer: *Die, die nur das Holz durchs Wasser schieben, sind Faulpelze!*, oder: *Wer die jungen Äste schält, ist verfressen!?* Kinder, der Biber weiß: Wenn er für die ganze Kolonie arbeitet, schützt er seine Hütte. Ihr seid Söhne des Biber, also macht es wie er und ihr werdet glücklich sein.«

So sprach unser Vater. Und unsere Kinderherzen schlossen ein Bündnis mit dem Biber. Unser Totem leitete uns bei jedem Werk, es schloss den ganzen Stamm zu einer Bruderschaft zusammen. Auch jetzt noch glaube ich, dass mein Stamm so lange stark sein wird, wie seine Söhne den Biber ehren. An dem Tag aber, wo sie das Totemtier vergessen, wird der Streit sich einschleichen, die Selbstsucht wird uns voneinander trennen und unser Glück wird dahin sein.

Missionar, begreifst du nun, warum mein Herz mir sagt: Der Biber lehrt dich, wie man lebt, also verehere ihn, dann wird er dich behüten, dich und deine Kinder nach dir, genauso wie er deine Väter auch behütet hat?«

»Ich verstehe, wie der Biber damals deinen Geist geformt hat. Aber brauchst du ihn auch jetzt noch?«

»Herr des Gebets, ich verehere den Biber aus Treue und aus Dankbarkeit. Ich liebe ihn auch heute noch, weil er mir eine Hoffnung gibt. Weil ich ein Totem habe, kann ich leben, und

dank dem Totem kann ich auch sterben. Du hast das Totemzeichen auf den Gräbern gesehen. Es bezeugt die Treue des Gestorbenen gegenüber seinem Stamm, und ebenso die Anhänglichkeit des Stammes an den Verstorbenen. Das Totem auf meinem Grab sagt mir: Du kannst ruhig sterben, der Biber wird deine Kinder behüten. Dein Leben mit seinen Mühen war nicht umsonst, deine Kinder werden es fortsetzen. Sie werden immer zahlreich sein, das Zeichen des Bibers wird sich verbreiten. Es wird ein Tag kommen, an dem die Söhne des Bibers das ganze Land erfüllen. Und wenn sie ihrem Totem treu bleiben, werden sie sich wie Brüder verstehen und einträchtig und in Frieden zusammenleben.

Auch werden sie zu ihren Nachbarn sprechen. Sie werden allen sagen: Lebt wie die Söhne des Bibers. Von diesem Tag an wird unter allen Stämmen Glück und Friede herrschen. Kann es für die Söhne des Bibers eine schönere Hoffnung geben?

Missionar, ich bin Christ. Aber begreifst du, dass ich trotzdem der Hoffnung meines Stammes treu bleiben kann?«

Hinter den grünenden Zweigen neigt sich die Sonne dem Untergang zu. Eine Biene schwebt summend über die Lichtung, sie trägt eine Ladung kostbaren Honigs zum Bau ihres Volkes. Vor unseren Füßen schleppen zwei Ameisen gemeinsam ein Stöckchen, eine riesige Last, auch bei vereinten Kräften. Die Natur spricht zu uns mit ihren tausend Stimmen. Kahwonaby versteht wunderbar ihre Sprache.

»Siehst du die kräftige Fichte, Herr, die der Sturm dort umgeweht hat? Sie stirbt. Aber der Stamm wird wieder grün durch Moos und vielerlei Pflänzchen, denn der Wind hat den Samen hingetragen. Junge Bäume wachsen empor, und mit ihren Wurzeln saugen sie Kraft aus dem alten Stamm. Die jungen Fichten

leben durch den Vorfahren. Die alte Fichte vermodert und gibt ihren Leib den Nachkommen zur Nahrung. Und wir, wachsen wir nicht in ähnlicher Weise auf? Saugen wir nicht unseren Saft aus dem alten Stamm unserer Sippe? Wir meinen, wir kämen gänzlich neu zur Welt, unabhängig von den Vorfahren, aber alle Wurzeln unseres Daseins senken sich in den Stamm, der sie ernährt, und klammern sich in ihm fest.

Und so, Herr, lebe ich im Biber. Und wenn der Biber in mir lebt, lässt er in meinem Herzen Treue und Brüderlichkeit und Frieden bleiben. Und weil mein Geist diesem Weg gefolgt ist, verstehe ich jetzt, wie ich in Christus leben kann. Wenn Christus in mir ist, ist er mein Leben, und in meinem Herzen lässt er Glauben, Liebe und Hoffnung wachsen.«

Kahwonaby hat mir sein Herz geöffnet. Er schweigt. Was könnte ich dem hinzufügen? Die Art, wie er von den Bibern spricht, hat mich gerührt. Ich empfinde eine große Achtung vor der Liebe, mit der er sein Totem verehrt.

Nachdenklich betrachte ich den vom Geist seines Stammes geprägten Indianer, der jetzt Christ ist. Woher hat er sein göttiges Wesen? Warum hat er die Wahrheit des Evangeliums besser verstanden als alle anderen? Sollte es daher rühren, dass er ein »Bibersohn« ist? Heute folgt er mit Freude dem Weg Jesu Christi. Er hat sein Herz empfänglich gemacht, indem er dem Pfad gefolgt ist, den sein Totem ihm vorzeichnete. Was für herrliche Seelen wachsen aus dem Boden dieses Volkes, wenn seine edlen Keime sich im Licht des Evangeliums entfalten! Ach, wenn doch der Indianer aus meinen Kindertagen hier wäre! Würden sich die beiden nicht wunderbar verstehen?

Eine Frage brennt mir auf den Lippen:

»Kahwonaby, ich verstehe jetzt, was der Biber dir sagt. Kannst du mir auch erklären, was das Rentier bedeutet?«

In der Frage schwingt das Geheimnis meines Indianers. Werde ich nun endlich erfahren, welches Bild in seiner Seele glüht?

»Herr, nur die Söhne des Rentiers selbst können dir erklären, was das Rentier sagt.«

Der Schleier, kaum gehoben, sinkt wieder herab. Aber das Verlangen, den Indianer zu finden, der mein Leben bestimmt hat, wird jetzt noch brennender. Eines weiß ich jetzt: Die Söhne des Rentiers leben an den Ufern des Mackenzie.

GLAUBENSKAMPF



EIN ERNSTER KONFLIKT

Ich fürchte mich davor, mich in einen Kampf mit der Hudson's Bay Company einzulassen. Ihre Vertreter haben mich in Norway House zwar äußerst freundlich aufgenommen, und mehrere Jahre haben wir in aufrichtiger und herzlicher Eintracht zusammengelebt, aber jetzt ist ein Zwiespalt entstanden. Und da keiner von uns nachgeben will, weder die Gesellschaft noch ich, kann die Sache ernst werden. Es geht um die Frage, ob die Indianer, die Christen geworden sind, das Recht haben, den Sonntag als Ruhetag zu achten.

Kanada hat seine Haupteinverwerbungsquelle im Pelzhandel. Zwischen Weißen und Indianern findet er in Form von Tauschgeschäften statt, bei denen die europäischen Händler ihren Vorteil zu wahren wissen. Schon im 17. Jahrhundert gründete sich eine Gesellschaft, die zum Ziel hatte, die Handelsmöglichkeiten auszubauen und davon zu profitieren: die berühmte Hudson's Bay Company.

Ihre ersten Niederlassungen, sogenannte Faktoreien, gründete sie an den Ufern der Hudson Bay, später auch an den Great Lakes. Da das Geschäft blühte, drang sie allmählich auch ins Innere des Landes vor, wo ein Heer von indianischen Jägern die kostbarsten Pelze für sie erbeutete. Heute beherrscht die Gesellschaft auch den ganzen übrigen Handel im Innern Kanadas. Sie organisiert die Transporte und stellt die Verbindungen her. Ihr Einfluss ist so groß, dass sich niemand mit ihr messen kann, und ihre reich verzweigte Macht erstreckt sich über Tausende von Kilometern.

Die wichtigsten Zentren dieser Macht sind die Faktorei in York an der Hudson Bay und Norway House an der nördlichen Spitze

des Lake Winnipeg. Dort werden die aus England hergeholten Waren gegen Pelze eingetauscht. Verstreut über das ganze Innere des Kontinents liegen viele andere Stationen, manche drei-, ja viertausend Kilometer voneinander entfernt. Eine Verkehrsmöglichkeit zwischen ihnen und den Zentren besteht nur einmal im Jahr, und zwar auf dem Wasserweg.

Je weiter die Firma ihre Außenposten west- und nordwärts verschiebt, desto mehr verschärft sich das Transportproblem. Die Entfernungen und die zu überwindenden Schwierigkeiten sind so gewaltig, dass die Kanus die Strecke vom Inneren des Landes bis zum Meer nicht in einem Sommer zurücklegen können. Früher waren die Pelze zwei bis drei Jahre unterwegs, wodurch sich ihr Zustand natürlich nicht verbesserte. Es hat Sendungen gegeben, die sieben Jahre brauchten, um nach London zu gelangen.

Um solche Verzögerungen zu vermeiden, wirbt die Gesellschaft unter den Indianern handfeste Rudermansschaften an, auf deren Schnelligkeit sie sich verlassen kann. Sie verlangt von ihnen während der Sommermonate eine ungeheure, pausenlose Kraftanstrengung. Denn es geht darum, die im vorhergehenden Winter erbeuteten Pelze vor Beginn des Herbstes in die Seehäfen zu bringen, bevor die Schiffe abfahren – und die Schiffe haben es immer sehr eilig, weil die Hudson Bay in der kalten Jahreszeit gefährlich ist.

Die längsten dieser Transporte kommen aus dem Becken des Mackenzie. Der eine Teil der kanadischen Gewässer fließt nach Norden, wird zu Nebenflüssen des Mackenzie und ergießt sich ins Eismeer. Ein anderer Teil wendet sich nach Süden und Osten, strömt in den Saskatchewan, geht durch den Lake Winnipeg hin-

durch und mündet in die Hudson Bay. Die Wasserscheide zwischen diesen beiden Tieflandbecken bildet eine lang gestreckte Berggegend, das sogenannte Hochland.

Sobald im Frühjahr die Gewässer auftauen, machen sich die Kanutrups aus dem Norden und dem Westen auf den Weg zu dieser Wasserscheide, beladen mit den Pelzen, die im letzten Winter zusammengebracht wurden.

Zu der gleichen Wasserscheide fahren von der anderen Seite auch die Kanus von Norway House. Im Sommer vorher haben die Ozeanschiffe Lebensmittel und Tauschwaren von England zur Hudson Bay gebracht, von wo die Ladungen noch vor dem Winter auf dem Nelson River nach Norway House transportiert worden sind. Wenn die Flüsse wieder frei sind, meist im Juni, verlassen die Kanutrups Norway House, fahren den Saskatchewan hinauf und erreichen auch ihrerseits das Hochland. Dort tauschen die Mannschaften ihre Waren aus, nach dem für die Gesellschaft so vorteilhaften System. Dann fahren beide Parteien zurück, um ihren Ausgangspunkt noch vor dem Winter zu erreichen – die eine Partei mit kostbaren Pelzen, die andere mit Proviant und warmen Stoffen. Aber auf die Ruderer von Norway House wartet dann noch eine weitere Arbeit: So schnell wie möglich müssen sie den Nelson River hinab bis zur Hudson Bay fahren, um die Pelze auf die Schiffe zu bringen und das Tauschgut für das nächste Jahr zu holen.

So eilen auf dem ganzen ungeheuren Konzessionsgebiet der Gesellschaft die Kanutrups Tag für Tag und unermüdlich ihren Zielen zu. Bei den vielerlei Gefahren und Strapazen dieser Fahrten vollbringen die Indianer heldenhafte Leistungen. Ihre Führer haben viel Erfahrung. Mit erstaunlichem Geschick lei-

ten sie die ihnen anvertrauten Menschen und Waren durch alle Unsicherheiten hindurch. Je schneller und sicherer sie ihren Trupp zum Ziel zu bringen wissen, desto höher werden sie geachtet und auch bezahlt. Naturgemäß liefern sich die einzelnen Führer und Mannschaften erbitterte Wettkämpfe, und der Ehrgeiz treibt die Ruderer dazu, ihre Kräfte bis zum Letzten aususchöpfen.

Am anstrengendsten sind die Tragestrecken. Ein Teil der Männer schleppt die großen Kanus, während die anderen sich das Frachtgut aufladen, jeder etwa vierzig Kilogramm. Mit dieser Last und von den Führern ständig angetrieben, hasten sie im Eilschritt vorwärts, auf schlechten, oft schwierigen und felsigen Fußpfaden.

Sobald sie wieder im Kanu sitzen, ergreifen sie die Ruder und fahren weiter die endlosen Flüsse hinauf. So eilen die indianischen Mannschaften auf dem Wasser wie auf Tragestrecken ohne Pause ihren Zielen zu, und zwar von dem Moment an, wo das Eis der Seen und Flüsse aufbricht, bis zur Wiederkehr des Frostes im September. Oft gelangen die zuletzt gestarteten Kanutrups nicht mehr an den Zielort, sondern werden unterwegs vom Winter überrascht. Das verzögert das Eintreffen der Pelze um ein ganzes Jahr, wodurch sich ihr Zustand verschlechtert und die Gesellschaft beträchtliche Verluste hat.

So also hat die allmächtige Hudson's Bay Company den Handelsbetrieb aufgezo-gen. Mehrere Jahre habe ich mit den englischen Geschäftsführern in bestem Einvernehmen gelebt. Sie waren froh, dass ein Seelsorger sie in ihrer Einsamkeit besuchte. Aber jetzt entstehen immer größere Schwierigkeiten, weil ich die Indianer anweise, den Sonntag als Ruhetag zu feiern.

Der Konflikt ist offen ausgebrochen. Nachgeben kann ich nicht, denn es handelt sich um eine wesentliche Frage. Auch auf meinen längsten und eiligsten Fahrten gebe ich dem Sonntag immer den ihm gebührenden Platz und beschneide nicht die Zeit, die dem Gebet gewidmet ist. Die Indianer lehre ich, dass sie den Sonntag heiligen müssen, auch wenn es stürmt und schneit und das Lagern eisig kalt ist. Die sonntägliche Ruhe ist für alle ein notwendiges geistliches Gut. Das ist das Gebot des Schöpfers.

Die Indianer wollen daher, sobald sie sich bekehren, die Sonntagsruhe einhalten. Aber damit erhebt sich eine ernste Frage: Lässt es sich vertreten, dass die christlichen Kanumanschaften die Arbeit sonntags ruhen lassen? Darf man die wertvollen Pelzfrachten der Gefahr des verspäteten Eintreffens aussetzen? Alle Angestellten der Gesellschaft sind an dieser Frage interessiert, denn sie werden ja nach den erzielten Gewinnen bezahlt. Die Entbehrungen ihres harten Lebens in der Einsamkeit nehmen sie nur in der Hoffnung auf sich, dass sie sich hier schnell bereichern können. Daher haben sie verdutzte und empörte Gesichter gemacht, als mehrere der besten Ruderbrigaden und etwa hundert Träger jetzt erklärten, sie wollten sonntags nicht mehr arbeiten. Ein Siebteil des ohnehin schon so kurzen Sommers wegen Faulheit verloren! Wo kommt man da hin? Muss das nicht zur Zerstörung, zum Ruin des ganzen Handels führen, zum Verlust ihrer Einkünfte?

Zur Zeit ist die Lage so, dass die Gesellschaft ihren Ruderern untersagt, am Sonntag zu rasten. Ich gehe also zum Geschäftsführer, um mit ihm zu reden.

»Was haben Sie den Indianern für dumme Ideen in den Kopf gesetzt?«, erwidert er. »Hören Sie gefälligst auf mit diesen Hirnspinsten, damit endlich wieder Ordnung eintritt.«

»Sir! Erleidet Ihre Firma durch die christlichen Arbeiter etwa Schaden? Müssten Sie nicht eigentlich froh sein, wenn Sie ehrliche Träger haben, auf die Sie sich verlassen können? Ich bin sicher, dass die Mannschaften, die sonntags ruhen, in sechs Tagen mehr schaffen als die anderen in sieben.«

Hierauf antwortet der Direktor nur mit Spott. Er ist eigensinnig und verschließt sich allem Zureden. Als ich ihm vorschlage, er solle es doch einmal ausprobieren, braust er auf.

Unsere christlichen Indianer sind selbst unschlüssig, was sie tun sollen. Sie möchten zwar die Sonntage einhalten, aber auf der anderen Seite schrecken sie bei dem Gedanken zurück, sie könnten hinter ihren heidnischen Rivalen weit zurückbleiben. Um sie zu überzeugen, sowohl die Indianer als auch die Firmengestellten, bleibt mir nur der eine Ausweg: Ich muss die Probe aufs Exempel selbst machen. Mein Entschluss ist gefasst. Mit meinem Kanu werde ich beweisen, dass die Beachtung des Sonntags die Fahrtdauer nicht verlängert.

Sommer 1842

Es bietet sich die Gelegenheit zu meinem ersten Versuch. Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, zum oberen Saskatchewan zu fahren, als ich mitbekomme, dass die Hudson's Bay Company eines ihrer schnellsten Boote wegen eines eiligen Geschäfts in die gleiche Gegend schicken will. Ich beschliesse, den Wettkampf mit ihm aufzunehmen. Das Kanu der Gesellschaft erhält eine erstklassige Bemannung. Also wähle ich die gleiche Zahl von Ruderern, mit Kahwonaby als Führer. Beide Boote werden gleich schwer beladen. Das Boot der Hudson's Bay Company ist bedeu-

tend besser als unseres. Wir werden sonntags rasten, unsere Gegner dagegen ohne Pause durchfahren.

Wochenlang schwankt der Wettkampf auf dem Saskatchewan unentschieden hin und her.

Jeden Sonntag kommen wir ins Hintertreffen, holen aber in der Woche immer auf. Es ist ein heldenhafter Wettkampf. Die Heiden rudern verbissen, meine Christen jedoch mit prächtiger Begeisterung.

Bei der siebten Tragestrecke hält uns ein sonderbarer Zwischenfall auf. Aus einem Nebenfluss stößt ein Kanu vor, dessen Insassen uns mit wilden Schreien begrüßen. Sie fahren hinter uns den Saskatchewan hinauf und legen sich mit aller Kraft in die Ruder, um uns noch vor der Tragestrecke einzuholen. Meine Leute wehren sich, erreichen den Landepunkt als Erste und eilen mit Gepäck und Kanu den beschwerlichen Fußpfad hinauf.

Ich muss gestehen, dass ich es zwar im Rudern mit jedem beliebigen Indianer aufnehmen kann, dass es mir aber nie gelungen ist, mit ihnen Schritt zu halten, wenn sie mit unwahrscheinlich leichten Sprüngen über grausig schlechte Felsenpfade stürmen. So werde ich von der fremden Mannschaft eingeholt.

Am Ende der Tragestrecke erreichen unsere Kanus den Fluss zur gleichen Zeit. Der Kampf entbrennt. Beschämt darüber, dass ich meine Leute auf der Tragestrecke aufgehalten habe, ergreife ich ein Ruder, um sie zu unterstützen. Die Wettfahrt macht mir Spaß. Aber plötzlich sehe ich den wild verbissenen Ausdruck auf dem Gesicht des anderen Bootsführers. Ich kann ihn sehr genau beobachten, denn wir fahren beinah Bord an Bord. Der Häuptling ist ein prächtiger Koloss, von oben bis unten mit Trophäen geschmückt, mit Federn, Büffelhörnern, Raubtierzähnen. Doch

der Kampf irritiert ihn anscheinend. Unterdrückte Wut verzerrt seine energiegeladenen Züge, sobald unsere Ruderer den seinen einen kleinen Vorsprung abgewinnen. Seine grimmige Miene treibt mich nur noch mehr, den Wettkampf fortzusetzen, aber plötzlich lassen meine Leute nach, und wir bleiben um mehrere Bootslängen zurück.

Ich merke, dass meine Ruderer auf ein Zeichen Kahwonabys hin freiwillig nachgegeben haben.

»Missionar«, sagt Kahwonaby, »kämpfe nicht mit Maskepetoon. Er würde sich rächen, denn er ist böseartig und hinterlistig.«

Meine Ruderer sind nicht ängstlich. Wenn die Waffen gleich sind, kämpfen sie mit Ausdauer. Aber Kahwonaby ist ein weiser und besonnener Mensch, er will einen gewalttätigen Partner nicht zur Wut reizen, nur um eines eitlen Ruhmes willen.

Mit einem grimmigen Lachen entschwindet Maskepetoon an der nächsten Flussbiegung unseren Blicken, weit voraus. Aber was liegt uns daran? Wir kämpfen einen anderen, viel wichtigeren Kampf, und dort werden wir uns nicht besiegen lassen.

Wochen vergehen. Schließlich kommen wir nach Norway House zurück. Die Christen empfangen uns mit freudigem Beifall, denn wir sind die Ersten! Die Angestellten der Hudson's Bay Company jedoch warten noch mit Ungeduld auf ihr eigenes Kanu, das doch so schnell ist. Erst am übernächsten Tag trifft es ein. Schon auf dem Hinweg hatten wir die Gegner um einen Tagesmarsch geschlagen.

MASKEPETOON

Unser Sieg über das Kanu der allmächtigen Gesellschaft hat viel Aufsehen erregt. Den ganzen Winter über wird in den Wigwams davon gesprochen. Unsere Christen haben jetzt volles Vertrauen, dass es seinen Wert hat, wenn man den Sonntag achtet. Sie sind entschlossen, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Im nächsten Sommer werden sie sich untereinander zu eigenen Mannschaften zusammentun, gleichgültig, was die Firma anordnet. Bei den Indianern gehen die Wetten hin und her. Jeder ist gespannt, wer bei der großen Fahrt der Schnellste sein wird – diejenigen, die den Sonntag einhalten, oder die, die ihn übergehen.

Anfang Juni 1843

Die Brigaden fahren los. Wir bestärken die christlichen Mannschaften darin, ihrem Grundsatz treu bleiben. Allerdings verstehen wir, wie schwer es für sie sein wird, wenn sie sehen müssen, dass die Rivalen sonntags große Vorsprünge gewinnen. Unter Kahwonabys Führung werden sie den Saskatchewan hinauffahren. Dort wird sich ein heißer Kampf entspinnen, und während all dieser Wochen werden wir von ihnen keine Nachricht haben.

Die Vertreter der Gesellschaft sind wütend. Ihre Niederlage im vergangenen Sommer, die sie nicht erwartet hatten, haben sie noch nicht verwunden, und dass die Christen ihnen jetzt zum zweiten Mal die Stirn bieten wollen, erbittert sie. Während die Ruderer auf dem Fluss ihren Wettkampf ausfechten, haben wir in Norway House ständige Schikanen zu erdulden. Erst hat die

Gesellschaft protestiert, dann gedroht, und jetzt verfolgt sie uns durch tausend Hinterhältigkeiten.

Der Streit um den Sonntag wird für uns noch schwere Zeiten bringen. Die beteiligten Weißen versuchen mein Ansehen bei den Indianern durch niederträchtige Verleumdungen zu untergraben. Sie unternehmen Schritte, um zu erreichen, dass ich nach England zurückgerufen werde. Auch dabei schrecken sie vor falschen Beschuldigungen nicht zurück. Der Sommer beginnt für uns mit schlechten Vorzeichen.

22. Juni 1843

Gestern ist Maskepetoon hier gelandet. Seine Ankunft hat viel Aufsehen erregt, denn jeder kennt und fürchtet ihn. Seine Grausamkeit, sein Rachedurst und seine gewaltige Stärke machen ihn gefährlich. Und: Er ist ein berühmter Skalpjäger.

Man bewundert ihn, aber geht ihm aus dem Weg. Sympathie genießt er wohl bei keinem.

23. Juni 1843

Durch das Geklapper der Stachelschweinstacheln an seinem großen, weißen Büffelmantel seine Nähe verkündend, schreitet Maskepetoon zwischen seinen Wigwams hervor. Ob er einen Streit mit mir anfangen wird? Nein, er hat das Bleichgesicht, das auf dem Fluss eine Wettfahrt mit ihm wagte, wiedererkannt und kommt mit heiterer Miene auf mich zu. Er trägt mir das Duell offensichtlich nicht nach. Hat es mir bei ihm vielleicht sogar Respekt verschafft?

Sein Aussehen imponiert mir. Was für großartige Gestalten, diese Häuptlinge mit ihrer prächtigen Aufmachung, dem wilden Schmuck, den Tätowierungen, der ganzen prahlerischen Haltung. Maskepetoon ist ein grausamer Bandit, die Skalps an seinem Gürtel bezeugen es. Und trotzdem kann ich nicht umhin, seine Würde, seine Stattlichkeit zu bewundern. Man spürt in ihm den Herrscher, und trotz seines brutalen Wesens hat man instinktiv Respekt vor ihm.

29. Juni 1843

Fast jeden Tag kommt Maskepetoon auf mich zu und tauscht ein paar Worte mit mir aus. Er hat eine deutliche Sympathie für mich und möchte gerne mit mir kämpfen, um zu sehen, wer von uns der Stärkere ist. Trotz allem mag ich ihn. Die Skalps, auf die er seinen Stolz setzt, sind mir zwar ein Gräuel. Im Geiste höre ich das Brüllen seiner Opfer, wenn er sie in seinen Pranken hält. Ich sehe, wie er den flatternden Haarschopf seines Feindes packt und mit seinem scharfen Steinmesser, das immer griffbereit an seinem Gürtel baumelt, einen Schnitt rund um den ganzen Schädel macht. Ein Würger, ein grauenhafter Schinder – und dennoch, welch imponierende Grandezza!

1. Juli 1843

Wahrhaftig, ein Gewaltmensch wie Maskepetoon ist mir immer noch lieber als die Hinterhältigkeit der Weißen. Die Vertreter der Hudson's Bay Company versuchen mich mit allen Mitteln anzuschwärzen, um mir einen Prozess an den Hals zu hängen, bei

dem sie selbst dann das Urteil sprechen. Sie können es nicht verhindern, dass ihre Interessen durch einfache Ruderer, die sonntags rasten wollen, bedroht werden.

Wir werden in ein Netz von Intrigen eingesponnen. Man will mir das Leben in Kanada unmöglich machen. Bei jeder Fahrt, bei jedem Schritt, den ich tue, bin ich auf die allmächtige Gesellschaft angewiesen. Und diese nutzt das aus und macht mir Schwierigkeiten, wo sie nur kann. Sie hofft, dass ich den Mut verliere und das Land verlasse.

Aber ich werde dem Sturm Trotz bieten und weiter darum kämpfen, dass den Indianern das Recht zugestanden wird, den Sonntag zu achten.

3. Juli 1843

Ich mache den Versuch, Maskepetoon von Jesus zu erzählen. Wird das Evangelium dieses trotziges Gemüt berühren?

»Bleichgesicht, für Krieger wie mich kommt dein Gott nicht in Frage. Biete ihn den Squaws an, die haben es nötig, Gehorsam zu lernen. Ich, Bleichgesicht? Ich werde nie Christ, nie, solange bei den Schwarzfüßen noch ein Skalp zu erbeuten ist und ein Pferd, das man stehlen kann!«

21. Juli 1843

»Missionar! Schnell, du musst zu Maskepetoon laufen! Seine Frau ist skalpiert worden!«

»Von wem? Sie ist sicher tot, die Arme, was kann man da noch für sie tun?«

»Nein, sie lebt noch! Sie blutet entsetzlich, aber sie spricht, vielmehr brüllt ... Und niemand traut sich, ihr zu helfen, denn skalpiert hat sie Maskepetoon selbst.«

»Dieser Unmensch!« Ich renne hin.

Am Eingang des Wigwams stoße ich auf den Skalpjäger. Empört halte ich ihm seine Schandtat vor. Er rechtfertigt sich: Seine Frau habe seinen Zorn gereizt, die Lehre sei verdient! Was für ein Scheusal!

Er gibt Erklärungen ... Sein Zorn ist zusammengesunken, und er ist sich seines Rechts nicht mehr sicher. Er lässt mich vorbei und verschwindet, während ich die arme Frau verbinde. Ob sie die fürchterliche Verletzung überlebt? Der Schädel ist kahl wie ein nackter Stein. Zum Glück gelingt es mir, das Blut, das über ihr Gesicht strömt, zum Stillstand zu bringen.

22. August 1843

Von den Ruderern haben wir immer noch keine Nachricht. Auf beiden Seiten wächst die Spannung. Wie wird der lange Kampf um den Sonntag ausgehen? Ob unsere Christen standhaft geblieben sind? Haben sie den Mut verloren, als sie gesehen haben, dass die anderen zu Beginn der zweiten Woche weit voraus waren? Haben sie den Vorsprung aufgeholt? Wir machen uns Sorgen.

Die gleiche Nervosität herrscht bei den Vertretern der Gesellschaft, und durch ständige Heimtücken lassen sie uns ihren Unwillen spüren.

24. August 1843

Der Skalpjäger geht mir aus dem Weg. Ich habe seine Frau gesehen, die furchtbare Wunde ist geheilt. Die Arme läuft mit völlig kahlem Schädel herum, wie ein Totenschädel glänzt er in der Sonne. Es geht ihr aber trotzdem gut. Sie scheint sich nicht gedemütigt zu fühlen durch die Schandtät, die ihr Ehemann an ihr verübt hat. Ist sie nicht sein Eigentum? Wenn es ihm gefällt, ihr den Haarwuchs zu rauben, ist das nicht sein gutes Recht?

27. August 1843

Als Trost für die Brutalität der Indianer und die Hinterhältigkeit der Weißen widerfährt mir zwischendurch auch manche Freude. So bei Mosaquit, der mich neulich zu sich rufen ließ. Mosaquit hat in den letzten Jahren sehr viel Unglück durchgemacht, und diese tragischen Ereignisse haben seine angeborene Härte in Hass gegen die Mission verwandelt. Der Tod hat ihm zuerst seinen ältesten Sohn genommen, der sein ganzer Stolz war, und dann im vorigen Sommer seine Frau. Der zweite Sohn, ein mutiger, intelligenter Mensch, hat sich zum Christentum bekehrt. Den Zorn des Vaters hat er immer zu beschwichtigen versucht: »Vater, willst du nicht beten? Das Gebet ist die Leiter, auf der du zum Himmel hinaufsteigst. Wenn du nicht dorthin gehst, wirst du unsere Mutter nie mehr wiedersehen.« Dieser Sohn wurde letzten Winter krank. »Lieber Vater, bete doch«, sagte er beschwörend, als er im Krankenbett lag, »bete, ich flehe dich an!« Und dann starb er, aber das Herz seines Vaters erweichte sich nicht. Dann, vor etwa einer Woche, ist auch der dritte Sohn von

Mosaquit gestorben, erst drei Jahre alt. Jetzt hat Mosaquit nach mir geschickt und mich zu sich kommen lassen. Der Vater hat den Ruf seiner Kinder endlich gehört.

28. August 1843

Wird auch Maskepetoon den Ruf seines Sohnes vernehmen, den man im Frühjahr getötet hat? Man sieht ihn nirgends. Ob selbst dieses harte Herz das Gefühl der Scham kennt? Ich gehe ihm nicht nach. Seit er seine Frau skalpiert hat, empört mich seine Grausamkeit zu sehr. Ich glaube, man kann ihn mit dem Evangelium nicht erreichen, er ist zu brutal.

DAS SIEGESZEICHEN

2. September 1843

Am Ufer des Flusses erhebt sich ein Geschrei. Ich ahne, dass etwas Besonderes los ist, und eile hin. An der Biegung des Flusses, weiter oberhalb, tauchen aus dem Abendnebel Boote auf. Sie fahren in guter Ordnung, eines dicht hinter dem anderen. Das ganze Dorf drängt sich auf dem Ufer zusammen und blickt in atemloser Spannung flussaufwärts, um die Ankommenden zu erkennen. Sie nähern sich langsam, man merkt, dass sie müde sind. Aber im Rhythmus der Ruderschläge klingt die Freude der Heimkehr.

Kein Zweifel, die kräftige, breitschultrige Gestalt ist Kahwonaby. Die Christen sind also die Ersten. Ruhig, in der Gewissheit eines überlegenen Sieges, legen sie am Ufer an. Sie haben einen Vorsprung von mehreren Tagen. Trotz ihrer Müdigkeit wollen

sie zuerst in die Kapelle gehen, wo ein kurzer Gottesdienst zur Danksagung die Ruderer und ihre Familien wieder vereint. Dann wollen sie essen und sich ausruhen. Das Erzählen ihres Berichts verschieben sie auf morgen.

Sonntag, 3. September 1843

Schon am frühen Morgen versammelt sich die ganze Bevölkerung von Norway House in der Kapelle. Auch die Heiden kommen hin, von der Neugier angezogen, ebenso ein Angestellter der Gesellschaft, der seinem Chef nachher Bericht erstatten soll. Sogar Maskepetoon ist erschienen. Geräuschvoll tritt er ein und bahnt sich mit stolzer und geringschätziger Miene einen Weg durch die dicht gedrängten Reihen. Er will zeigen, dass ihn diese Dinge gar nicht interessieren. Aber anscheinend hat der Sieg der christlichen Ruderer ihn gewaltig beeindruckt, und nun will er hören, was sie zu erzählen haben.

Kahwonaby steht auf und berichtet von der Fahrt:

»Ihr habt gesehen, wie wir gleichzeitig mit den anderen Mannschaften losfuhren. Auf dem Lake Winnipeg blieben wir mit ihnen auf der gleichen Höhe. Dann, als die Mündung des Saskatchewan hinter uns lag, sicherten wir uns einen kleinen Vorsprung, um als Erste an der Tragestrecke anzukommen. Dort zog der Trupp sich auseinander, doch die Christen lagen an der Spitze.

Am Samstag erhöhten wir unsere Geschwindigkeit und waren den anderen, als wir abends unser Lager aufschlugen, um zehn Kilometer voraus. Da der nächste Tag Ruhetag war, bereiteten wir schon am Abend alles vor, damit wir am Sonntag nichts

mehr zu tun brauchten, außer das Essen zu bereiten. Das Frachtgut deckten wir mit Wachstuchplanen zu, und nachdem wir zu Abend gegessen und gebetet hatten, legten wir uns hin zum Schlafen.

Am Sonntagmorgen standen wir frühzeitig auf, badeten im Fluss, frühstückten und zogen unsere Festkleider an, die wir immer bei uns hatten. Dann hielten wir einen Gottesdienst ab. Wir hatten nicht vergessen, dafür unsere Rindenbibeln und einige von den Gesangbüchern mitzunehmen. Nach dem Mittagessen schliefen wir und ruhten uns aus, und abends beschlossen wir mit einer Andacht diesen guten Sonntag.

Die anderen Mannschaften kamen im Laufe des Tages an uns vorüber und überholten uns. Sie riefen uns Schimpfworte zu und verspotteten uns: ›Faulpelze!‹ ›Singen könnt ihr besser als rudern, ihr Mädchen!‹ Uns hat dies nur wenig berührt. Wir hielten uns an das Gebot: Gedenke des Feiertages, dass du ihn heiligst. Also sangen wir unsere Lieder am Ufer, um die heidnischen Ruderer zu ermutigen.

Erholt und gestärkt standen wir am Montagmorgen schon in aller Frühe auf. Der Morgenstern war noch am Himmel zu sehen, als wir aufbrachen, denn wir wussten, dass uns ein langer Tag bevorstand.²

Am Mittwoch erspähten wir in der Ferne flussaufwärts einige Kanus. Wir strengten uns an, und bald darauf hatten wir die anderen Mannschaften, die den Sonntag nicht beachtet hatten, eingeholt. Mit großem Geschrei ging der Kampf los. Die ande-

2 Im Norden sind die Tage im Sommer sehr lang, und die Sterne erlöschen sehr früh. Je nach Jahreszeit und Breitengrad sind sie in besonders hellen Nächten überhaupt nicht zu sehen, mit Ausnahme der Venus, des Morgensterns.

ren wollten an der Spitze bleiben, wir versuchten, sie zu überholen. Und wirklich, wir überholten sie, ganz allmählich, eines nach dem anderen. Es war jedes Mal ein hartes Ringen, bei jedem Mal brach ein Geschrei los. Die ersten Kämpfe waren noch leicht, aber allmählich wurden wir müde, und zudem waren die stärksten Mannschaften die vordersten. Aber am Donnerstagabend hatten wir sie alle hinter uns zurückgelassen. Bis Samstag strengten wir alle unsere Kräfte an, um einen möglichst großen Vorsprung zu gewinnen. In den folgenden Wochen wiederholte sich jedes Mal der gleiche Kampf, doch schließlich wurde unser Vorsprung so groß, dass die anderen uns nicht mehr einholten und wir sie aus den Augen verloren.

Auf der Wasserscheide trafen wir die Mannschaften, deren Ladungen wir mitbringen sollten. Wir übernahmen sie und ließen unsere eigene da. Dann begaben wir uns auf den Rückweg und fuhren den Saskatchewan wieder hinunter. Drei Tage waren wir schon unterwegs, bevor wir den heidnischen Mannschaften begegneten, so weit hatten wir sie hinter uns gelassen. In acht oder zehn Tagen werden sie erst hier eintreffen, früher können sie nicht hier sein.«

So lautet Kahwonabys Fahrtbericht. Die Christen jubeln, aber auch die Heiden machen kein Hehl daraus, dass sie unsere Ruderer bewundern. Sie sind gute Verlierer, ganz im Gegensatz zu den Leuten von der Gesellschaft, die ihre Wut in sich hineinfressen.

Nach der Versammlung gehen wir in einem großen Zug zum Ufer und bewundern die siegreichen Kanus. Erst jetzt fällt mir etwas auf, was mir gestern, als die Ruderer ankamen, in der allgemeinen Aufregung entgangen ist: An der Spitze seines Führerbootes hat Kahwonaby ein Kreuz angebracht.

»Missionar«, sagt er, als er meine Überraschung sieht, »die heidnischen Mannschaften kämpfen für den Ruhm ihres Totems, für den Sieg des Wolfes, des Fisches, des Elches. Und wir, wir wollten für den Ruhm des Zeichens Christi kämpfen. Die ›Söhne des Wolfes‹ kämpfen mit der Kraft des Wolfes. Sie glauben, die Kraft des Wolfes komme in sie, wenn sie das Totem vorn in ihr Kanu stellen, und es werde sie zum Sieg führen. Uns hat beim Kampf der Mut und die Zuversicht des Christen erfüllt, und deshalb haben wir ein Kreuz an unserer Spitze aufgerichtet. Wir hatten das Vertrauen, dass wir in diesem Zeichen siegen würden.«

17. September 1843

Die ersten Kanus der heidnischen Gruppe treffen ein. Die Ruderer sind sehr ermüdet, die Kälte in den letzten Tagen hat ihnen zugesetzt. In kleinen Trupps tröpfeln die Boote herein. Bei jeder Mannschaft sind ein oder mehrere Mitglieder völlig ausgepumpt. Keiner von ihnen ist imstande, die Fahrt bis zur Faktorei in York fortzusetzen, ohne vorher eine längere Ruhepause einzulegen. Unsere Ruderer hingegen fahren schon seit mehreren Tagen den Nelson River hinunter.

18. September 1843

Immer noch treffen Boote vom Saskatchewan ein, und auch diese sind noch nicht die letzten. Die Männer sind am Ende ihrer Kräfte. Die Gesellschaft ist sehr unzufrieden, denn die Pelze werden nicht mehr früh genug zur Hudson Bay gelangen, um

die Schiffe nach Europa zu erreichen. Wegen des Eises in der Hudson Strait – der Meerenge, die die Hudson Bay vom offenen Meer trennt – können die Ozeanschiffe nicht auf Nachzügler warten.

Bei den drei letzten Kanus, die noch ausstehen und von denen jede Nachricht fehlt, steht zu befürchten, dass sie vom Frostwetter überrascht worden sind und nicht mehr weiterfahren können.

19. September 1843

Die Rückkehr der heidnischen Brigaden rückt den Sieg der unseren nur noch mehr ins Licht. Während die Angestellten der Gesellschaft bitterböse sind und uns überall zu schaden suchen, sind die Indianer durch den »Sieg des Kreuzes«, wie sie sagen, sehr beeindruckt. Sie beginnen zu begreifen, dass Gott nicht nur für »alte Weiber« einen Wert hat, sondern auch für das stärkere Geschlecht. Viele von den Heiden kommen jetzt in unsere Gottesdienste. Sie gehen zwar währenddessen herum und machen ziemlich viel Lärm, hören aber trotzdem zu.

Sonntag, 24. September 1843

Maskepetoon hat wieder am Gottesdienst teilgenommen. Ich habe über das Thema »Versöhnung« gesprochen und darüber, dass der Mensch seinen Feinden verzeihen soll. Kann es für diesen wilden Krieger etwas Unbegreiflicheres geben als Verzeihen? Trotzdem hat er eifrig zugehört.

25. September 1843

Mit nachdenklicher Miene erscheint der Skalpjäger im Missionshaus. Die ganze Nacht hat er über die Liebe Jesu Christi nachgedacht, der es fertigbrachte, seinen Feinden zu vergeben. Ihn beunruhigt ein Satz aus dem gestrigen Gottesdienst: »Wenn ihr wollt, dass der Große Geist euch verzeiht, müsst ihr auch selbst verzeihen, allen, selbst dem, der euch das größte Übel zugefügt hat.« Wir unterhalten uns. Während ich ihm von der Liebe Gottes erzähle, richtet sich mein Auge wie gebannt auf die Skalps an seinem Gürtel. Deutlich erkenne ich unter den vordersten den schwarzen Haarschopf seiner Frau. Kann so ein Unmensch je die Liebe Gottes verstehen?

26. September 1843

Maskepetoon kommt zu mir und berichtet, er habe dem, der seinen Sohn getötet hat, verziehen. Er werde ihm sagen lassen, dass er nicht mehr darauf aus sei, sich zu rächen.

Oktober 1843

Der Winter setzt mit großer Plötzlichkeit und Schärfe ein und macht die Flüsse unbefahrbar. Mehrere der heidnischen Kanus sind nicht nach Norway House zurückgekommen. Sie sitzen irgendwo am Unterlauf des Nelson River fest.

Maskepetoon ist ein regelmäßiger Besucher unseres Gottesdienstes geworden. Er lernt jetzt auch lesen und will eine Rindbibel in sein Winterlager mitnehmen.

November 1843

Maskepetoon macht mir einen Abschiedsbesuch. Er verlässt das Dorf und begibt sich auf die Winterjagdfahrt. Ich frage ihn, wie er sich verhalten wird, wenn er auf die Schwarzfußindianer stößt, seine Erbfeinde.

»Wenn die Schwarzfüße sich in angemessener Entfernung halten, werde ich sie nicht angreifen. Ich will mit ihnen in Frieden leben. Aber ich bin kein Feigling geworden, auch mit deiner Religion nicht. Wenn die Schwarzfüße mich anfallen, dann werden sie zu spüren bekommen, dass ich nicht nur beten kann, sondern genauso gut kämpfen.«

BEI DEN BLUTRÄCHERN



MÖRDER!

Sommer 1844

Mein liebster Plan verwirklicht sich: Wir fahren zu den Ufern des Mackenzie! Einer meiner besten Helfer in der Druckerei ist ein Sohn dieses fernen Landes. Er heißt Hassel, und das Zureden dieses jungen Indianers hat dazu beigetragen, dass ich meinen Lieblingsplan nun ausführe. Wir werden die Flüsse hinaufrudern bis zum Hochland, von dort zum Mackenzie vorstoßen und den riesigen Strom, der an Länge und Mächtigkeit dem Mississippi nicht nachsteht, in Richtung auf das Eismeer hinunterfahren.

Es ist eine ungeheure Strecke, sie misst viertausend Kilometer. Wir werden die Fahrt in meinem neuen Kanu machen, der »Lichtinsel«. Ich habe mir nämlich eigenhändig ein Boot aus Weißblech gebaut, das widerstandsfähiger ist als die Birkenrinde. Als die Indianer das Kanu zum ersten Mal in der Sonne blitzen sahen, deren Strahlen es wie ein Spiegel zurückwarf, nannten sie es »Lichtinsel«. Mit der »Lichtinsel« will ich das große Licht des Evangeliums zu den Ufern des Mackenzie bringen.

Hassel, mein Reisebegleiter, gehört dem besonders wilden Stamm der Bluträcher an. Nachdem er sich auf einer Fahrt dann zum Christentum bekehrte, hat seine Familie ihn verstoßen. Er ist klug, besitzt ein erstaunliches Ortsgedächtnis und eine große Sprachbegabung. Englisch, Französisch und den Cree-Dialekt spricht er fließend, in verschiedenen weiteren Sprachen kann er sich verständlich machen. Da er gottesfürchtig ist und von echter christlicher Gesinnung, brennt in ihm der Wunsch, das Evangelium auch zu seinen Stammesbrüdern hinzutragen und ihre wil-

den Herzen zu erweichen. Die Familie, und überhaupt den ganzen Stamm, hat bisher noch nie ein Missionar besucht. So erfüllt ihn unsere Fahrt zum Mackenzie mit Freude und Begeisterung.

Als Ruderer haben wir Oig gewählt, der ein liebenswürdiger Mensch ist und ein erfahrener, geschickter Bootsfahrer. Außerdem ist er sehr ausdauernd. Die Indianer versorgen uns mit Proviant, Munition für die Jagd und allem, was wir für die lange Reise nötig haben. Sie nehmen großen Anteil an unserem Unternehmen, sind aber auch beunruhigt, denn jeder weiß, dass die Bluträcher zu den grausamsten und wildesten Stämmen gehören. Die Gefahren, die mit dieser Fahrt verknüpft sind, machen uns den Abschied diesmal schwerer als gewöhnlich. Wir starten Anfang Juni.

Diese Reise wurde durch ein schreckliches Ereignis unterbrochen. James Evans brachte es nie über sich, den tragischen Vorfall persönlich zu schildern. Erst Jahre später erfuhr man den genauen Hergang durch den Ruderer Oig, der die Geschichte folgendermaßen erzählte:

»Wir waren in den ersten vierzehn Tagen schnell vorwärts gekommen, obwohl wir wegen Treibeis große Schwierigkeiten hatten. Herr Evans sagte uns, er sei sehr zufrieden. Mehrere Stromschnellen und viele Tragestrecken hatten wir schon hinter uns. Wir waren alle drei gut bei Kräften, denn wir fanden unterwegs viel Wild. Wir verloren keine Zeit, wir fuhren und fuhren ... Eines Morgens waren wir sehr früh aufgestanden, und nach dem Frühstück und dem Morgengebet hatten wir uns wie immer beeilt und das Kanu ins Wasser geschoben. Der Frühnebel lag noch tief auf dem Fluss, der so breit wie ein See ist. Vorne im Kanu saß Hassel, Herr Evans in der Mitte und ich selbst hinten.

Plötzlich sagte Hassel leise:

›Da vorne sind Enten! Reicht mir das Gewehr!‹

Wir hatten das Gewehr gewöhnlich im hinteren Teil des Boots. Zur Vorsicht legten wir es immer mit der Mündung nach außen. Ich lehnte mich zurück, nahm die Büchse, drehte sie herum und spannte leise den Hahn. Es war ein Steinschlossgewehr. Dann reichte ich sie Herrn Evans. Der griff mit der Hand hinter sich, um sie anzunehmen, sah sich aber nicht um, denn er spähte vorne nach den Enten. Im Nebel konnte man sie kaum erkennen.

Auf irgendeine Weise, wie, weiß ich selbst nicht, ging der Schuss dann los, gerade in dem Augenblick, wo Herr Evans das Gewehr aus meiner Hand nahm, und weil die Mündung nach vorne gerichtet war, wo Hassel saß, traf ihn die ganze Ladung in den Kopf. Der arme Hassel! Er drehte sich um, sah Herrn Evans traurig an und sank tot auf den Boden des Kanus.

Furchtbar! Herr Evans war halb wahnsinnig vor Schmerz, ich selbst auch. Wir weinten und schluchzten wie Kinder. Wir konnten kein Glied rühren, zerschmettert und benommen saßen wir da, ganz allein auf dem riesigen Fluss, der uns langsam abtrieb. Weit und breit war kein Mensch, der uns hätte helfen können. Aber irgendetwas mussten wir ja tun. Wir sind dann an Land gefahren und haben unseren armen Kameraden weinend aus dem Boot gehoben und am Ufer in den Sand gelegt. Lange haben wir dort neben ihm gesessen, keiner hat ein Wort gesagt. Dann haben wir versucht zu beten ... Wir konnten nur weinen. Der Große Geist aber hat uns gehört. Wir wurden ruhiger und fühlten uns getröstet, obwohl die Tränen uns noch immer herunterliefen.

Allmählich kamen wir wieder zu uns und konnten überlegen, was wir tun sollten. Nach Norway House mit dem Leichnam zurückzukeh-

ren, war unmöglich, und genauso wenig konnten wir ihn mitnehmen in das ferne Land, wo der Stamm von Hassel wohnt, denn das wäre noch hinter dem Lake Athabasca. So beschlossen wir, unseren Toten dort am Ufer zu begraben. Wir haben eine Grube ausgegraben und ihn sanft hineingebettet. Dann sind wir schweren Herzens wieder ins Kanu gestiegen und heimgefahren.

Ach, wie traurig war die Heimfahrt! Unsere Augen waren so besetzt von Tränen, dass wir kaum unseren Weg fanden. Es kam uns vor wie ein Albtraum, so beklommen war uns zumute. Als wir wieder ankamen, liefen uns die Freunde schon entgegen. Sie konnten nicht verstehen, warum wir schon zurück waren und warum nur zu zweit.

Noch mehr waren sie erstaunt, als sie sahen, wie bedrückt wir waren. Zuerst konnten wir kein Wort herausbringen. Als wir schließlich die schreckliche Geschichte erzählt hatten, kam in ihre Herzen eine große Trauer, und tatsächlich, der Kummer war ja zweifach. Der eine Kummer war der Tod eines so nützlichen und lieben Menschen, der andere, noch größere, war der, dass sie sahen, wie niedergeschmettert unser geliebter Missionar war, weil er ein solches Unglück selbst verschuldet hatte.«

Oig war Indianer und hatte gewiss kein übermäßig weiches Herz. Trotzdem war er immer tief ergriffen, wenn er die Tragödie erzählte, auch nach vielen Jahren noch.

Vor allem auf James Evans hatte das Unglück eine furchtbare Nachwirkung. Er konnte sich nie mehr davon erholen und war ab diesem Tag ein anderer Mensch, plötzlich gealtert. Die Energie und die Lebhaftigkeit, die ihn zu einem der umgänglichsten Menschen gemacht hatten, waren plötzlich verschwunden. Immer sah er den Moment vor sich, wo Hassel tot zurückgesunken war. Nichts konnte ihn trösten.

Einige Wochen nach seiner Rückkehr kam er zu der Überzeugung, dass er Hassels Tod der Familie selbst mitteilen und seine Schuld dem indianischen Gesetz entsprechend sühnen müsse. Hassels Stamm wollte er sich also überliefern, dem Stamm der Bluträcher!

Bei ihnen herrschten noch die alten, unerbittlichen Ideen: Zahn um Zahn, Leben um Leben. So hatte einmal ein junger Krieger bei einem Stammestreffen seinen Bogen genommen und aus purer Bosheit einen Pfeil in den Körper eines weißen Hundes gejagt, der der besondere Liebling seines Herrn war. Ohne einen Augenblick zu zögern, jagte dieser einen Pfeil in das Herz des jungen Kriegers.

Daraufhin tötete der nächste Verwandte des Erschossenen den Mörder. Und so ging die Rache immer weiter, bis auf dem Schlachtfeld etwa hundert Tote lagen. Schließlich versuchten die älteren Häuptlinge und die Zauberer, den Streit zu schlichten und dem Kampf, der zum Vernichtungskrieg geworden war, ein Ende zu bereiten. Der Friede konnte nur dadurch wiederhergestellt werden, dass sämtliche Verwandte des jungen Kriegers für immer aus dem Stamm verbannt wurden. Wochenlang irrten sie umher, bis sie einen abgelegenen Winkel fanden, wo sie wohnen konnten.

An dieses Gemetzel erinnerten die Ältesten in Norway House den Missionar. Jeder versuchte, ihn von seinem Plan abzuhalten. Hatte schon das erste Unternehmen, mit Hassel als Begleiter, höchst gefährlich geschienen, wie viel mehr dieses neue! Hinzugehen und der Familie zu erzählen, dass er Hassel, wenn auch ungewollt, ermordet habe, hieß doch, sich dem Tod zu überliefern, mindestens jedenfalls den schlimmsten Marterqualen!

Aber nichts konnte seinen Entschluss ins Wanken bringen, weder Liebe noch Bitten noch Tränen. Evans wollte sich den Bluträchern ausliefern. Sie sollten mit ihm tun, was sie für gut befänden. Die Freu-

de am Dasein war für ihn dahin, und es war ihm gleichgültig, ob er am Leben bleiben würde oder nicht. Er ordnete seine persönlichen Angelegenheiten und vertraute die Mission, die Schule, die Druckerei, sein ganzes Werk den Mithelfern an, die er sich herangebildet hatte und die seine Pläne weiterführen konnten.

Dann rüstete er sich zur Abfahrt, wie zu einer Fahrt in den Tod, verließ seine weinende Familie und trat die Reise in das ferne Land an – eine trostlose, einsame Reise, denn keinem seiner Freunde hatte er erlaubt, ihn zu begleiten. Von allen Menschen abgeschieden, mit der ernststen Ruhe dessen, der mit dem Leben abgeschlossen hat, ruderte er stumm die endlosen Flüsse hinauf. Nach mehreren Wochen erreichte er den Mackenzie und folgte dessen Lauf.

Als er in dem Dorf der Bluträcher ankam, fragte er nach dem Wigwam von Hassels Eltern. Man führte ihn hin. Er ging sofort hinein, setzte sich auf den Boden, schlug die Hände vors Gesicht und brach in Tränen aus. Die Indianer waren höchst verwundert und begriffen nicht, was vor sich ging, denn die Nachricht von Hassels Tod war noch nicht zu ihnen vorgedrungen, und ein weißer Mann, gesund und kräftig, der wie eine Frau in Tränen ausbrach, war für sie ein absolutes Rätsel.

Als die Verzweiflung seines Herzens sich etwas beruhigte, berichtete Evans der Familie vom Tod ihres Verwandten und von der Rolle, die er selbst dabei gespielt hatte. Sein Bericht rief natürlich einen großen Aufruhr hervor. Die ganze Familie hatte Hassel, als er der Religion der Väter abgeschworen hatte, fallen lassen, hatte ihn davongejagt und sich um sein weiteres Schicksal nicht gekümmert. Nun aber, als sie von seinem Tod erfuhr, erwachten alle schlechten heidnischen Instinkte, und sie verlangte Blutrache gegen den, der ihren Sohn getötet hatte. Die Dolche wurden gezückt, die Tomahawks blitzten, und die ganze

Sippe schrie nach Vergeltung für das vergossene Blut. Eine Flut von Drohungen und wüsten Schimpfworten ergoss sich aus dem Mund der jungen Krieger.

Inmitten des Tumultes, der hasserfüllten Schreie und Fragen, was mit ihm geschehen solle, saß Evans scheinbar unbeteiligt da, mit gebrochenem Herzen. Er verbarg das Gesicht in den Händen, den Kopf gesenkt, und fragte nicht danach, was mit ihm geschehen würde.

DIE MUTTER

Mütter sind überall gleich. Es war eine arme Indianerfrau, die in die erregte Debatte eingriff, ihr eine günstige Wendung gab und James Evans das Leben rettete.

Hassels alte Mutter war sehr niedergeschlagen gewesen, als sie vom Tod ihres Sohnes erfahren und den Hergang des Unglücks berichtet bekommen hatte. Sie hatte alles mit angehört: das Rachegeschrei der Verwandten, die wilden Beschimpfungen und die Erregung der jungen Krieger, bei denen es nur noch eines kleinen Anstoßes bedurfte, dass sie den Fremden töteten. Aber sie hatte auch gesehen, wie dieser Mensch, der ihrem Sohn ohne Absicht das Leben genommen hatte, tief bekümmert war. Und beim Anblick seiner Verzweiflung war ihr Mitgefühl erwacht. Ihr Frauenherz war berührt worden von der Größe dessen, der sich in seinem Schmerz freiwillig in die Hände seiner Feinde begab.

Als sie sah, dass die Bluträcher ihn umringen wollten, trat sie vor, stellte sich vor den Fremden, legte ihm die Hände auf den Kopf und rief:

»Nein, er soll nicht sterben. In seinem Herzen war nichts Böses! Er soll am Leben bleiben und mein Sohn sein. Er soll an die Stelle dessen treten, der nicht mehr unter den Lebenden ist!«

Ihren Worten folgte ein verblüfftes Schweigen, dann Gemurmel und Proteste. Doch die Mutter setzte sich mit Leidenschaft für ihre Sache ein und trug am Schluss den Sieg davon. Dank dieser heidnischen Mutter, die ihm vergab, wurde Evans in den Stamm von Hessel, den er doch getötet hatte, aufgenommen und von seiner Familie adoptiert.

September 1844

Das Mitgefühl der Mutter hat mir das Leben gerettet, aber dafür bin ich jetzt ein Gefangener. Für die Zeit der Trauer hat mich meine Familie in einen verlassenem Wigwam des Dorfes verbannt. Ein Kind bringt mir einmal am Tag eine kümmerliche Mahlzeit, nämlich unappetitliche Überreste vom Essen der anderen. Wie oft habe ich die Frauen bedauert, wenn sie sich an der Tür des Wigwams, in dem die Männer aßen, um die Knochen streiten mussten, die ihre Herren ihnen zuwarfen. Und jetzt überlässt man mir, was selbst die Frauen verschmäht haben! Ich spüre die ganze Verachtung gegenüber einem Mörder, der die Blutschuld nicht bezahlt hat.

Ich kann mich frei bewegen, und niemand kümmert sich um mich. Ein Räuber, der aus Bosheit zuschlägt, ein Skalpjäger, der sich mit der Menge seiner Opfer brüstet, genießt bei diesen Indianern Achtung. Wer jedoch aus Versehen getötet hat, den stoßen sie voll Abscheu zurück. Die Traurigkeit darüber, dass man einen anderen umgebracht hat, betrachten sie als Zeichen von Feigheit, und wenn sie einen Feind nicht für würdig befinden, die Todesstrafe zu erhalten, dann fügen sie ihm damit die größte Beleidigung zu. In ihren Augen ist es so, als wenn ich

nicht mehr existierte. Sie wenden sich von mir ab, wie von einem Stachelschwein, das nicht mal eines Fußtritts würdig ist.

Am Tag nach dem Mondwechsel erscheint meine Adoptivmutter an der Tür des Wigwams und sagt einfach: »Komm mit, du bist mein Sohn.« Sie geht zu ihrem Zelt, und ich hinterher. Sie gibt mir eine schmutzige Decke aus Kaninchenfell und weist mir einen dunklen Winkel in der Hütte zu. Dort also werde ich, nachdem ich jetzt ein Sohn von Indianern geworden bin, nun wohnen.

Mit Sehnsucht denke ich an die Einsamkeit des verlassenem Wigwams zurück. Ich mag die Indianer gern, und ich habe mich auch nie gescheut, in ihre Wigwams zu gehen, auch nicht, wenn sie schmutzig waren. Aber ständig mit Indianern zusammenzuleben, Tag und Nacht in unmittelbarster körperlicher Nähe – diese Aussicht erfüllt mich doch mit ziemlichem Entsetzen. Meine früheren Aufenthalte in Wigwams, wenn ich als Missionar kam und die Indianer sich eher zurückhielten, waren immer kurz und daher auch erträglich. Jetzt aber werde ich hier dauerhaft hausen und die endlos langen Wintermonate in meinem finsternen Winkel hocken, während die Krieger sich am Feuer beraten. Ihr ganzes heidnisches, grausames Leben werde ich mit ansehen und miterleben müssen, und ich darf nichts sagen! Denn ich bin der Verbrecher, der des Todes nicht würdig befunden wurde. Ich bin das Haustier, um das sich niemand kümmert, weil es nicht einmal zum Schlachten taugt.

Draußen fegt der Wind durch die Wälder, die Bäume ächzen – das Ächzen, das die Schneestürme ankündigt. Es ist Ende September, und schon naht der Winter. Der Schnee und die grauisige Kälte des Nordens werden mich monatelang im Zelt gefangen halten. Mir schaudert.

WINTER

Endlich mal eine Abwechslung. Heute Morgen ist großer Aufruhr im Dorf. Die Zelte werden abgebrochen und die Schlitten beladen. Die Hunde heulen. Sie verstehen genauso wenig wie ich, warum das ganze Dorf so plötzlich aufbricht, jetzt, wo der Sturm den hart gefrorenen Boden blank fegt und den lockeren Schnee in die Mulden treibt. Droht uns ein unvorhergesehener Angriff? Nein, von kriegerischen Vorbereitungen ist nichts zu sehen.

Mit Sack und Pack hasten wir auf die Hügel im Osten zu, gelangen auf die ersten Anhöhen. Jetzt können wir jenseits des Waldes die Ebene sehen, durch die sich der Mackenzie schlängelt, und ich verstehe unsere überstürzte Flucht: Die ganze Ebene steht unter Wasser! Gleich wird die Überschwemmung auch den Platz erreichen, wo das Dorf gestanden hat.

Der Mackenzie wälzt nämlich die noch recht warmen Wassermassen von seinem Oberlauf heran. Dort, tausend Kilometer weiter südlich, herrscht noch der Sommer. Der Norden dagegen steht schon unter dem Regiment des Winters. Von Frost gepackt, erstarren die ankommenden Fluten sofort zu Treibeis, das sich dann zu einer Barrikade auftürmt. Der Fluss tritt über seine Ufer und breitet sich zu einem ungeheuren See aus.

Es ist ein tragischer Zweikampf zwischen Sommer und Winter. Um uns herum ist der hart gefrorene Hügelrücken blank geweht, die Schluchten und Wälder liegen schon voller Schnee. Eintönig grau lastet der Himmel über der weiten Ebene, die ohne jeden Glanz ist. Alles sieht öde und trostlos aus.

Von dem Hügel, der fürs Erste unser Wohnort sein wird, können wir beobachten, wie der Strom mit seinen tobenden Fluten

vergeblich gegen die Barrikaden anrennt, vom Winter gefesselt wird und allmählich erstarrt. Jetzt wissen wir, dass wir ein Dreivierteljahr lang kein fließendes Wasser mehr sehen werden. Die ganze Natur ist tot. Das lastende Schweigen drückt uns zu Boden.

November 1844

Wir beziehen im Schutz des Waldes, der uns Brennholz liefert, unser Winterquartier. Gewissenhaft erledige ich die Arbeiten, die mir als Indianersohn jetzt obliegen. In das Eis des nahen Sees habe ich ein Loch gehackt. Mir fällt nun die Aufgabe zu, diesen Brunnen offen zu halten, das neue Eis jeden Morgen zu entfernen und den Schnee beiseite zu räumen. Mit dem Hundeschlitten hole ich dort das Wasser für jede Mahlzeit. Ich schöpfe es mit einem Schlauch, der aus dem Magen eines Elchs gemacht ist, und hülle ihn in Pelze, damit das Wasser nicht unterwegs gefriert. Sogar im Wigwam kann man es nur kurze Zeit in flüssigem Zustand halten.

Auch für das nötige Brennholz habe ich zu sorgen. Wenn tagelang der Schneesturm tobt, ist das eine harte Arbeit, denn die Indianer unterhalten riesige Feuer, sodass die Brennholzstöße, die ich anschleppe, im Handumdrehen verschwunden sind. Aber ist der Mörder, den man duldet, nicht dazu da, dass er bei Sturm und Kälte in den Wald geht?

Doch die Strapazen der Arbeit erschöpfen mich nicht. Mein Körper ist kräftig und an Anstrengung gewöhnt. Außerdem bin ich froh, wenn ich dem beklemmenden Zusammenleben in dem engen Zelt wenigstens für ein paar Stunden entfliehen kann. Denn der Wigwam mit seiner Schmutzigkeit bedrückt mich ent-

setzlich. Er ist wie ein Viehstall, der nie ausgemistet wird. Wie sollte man ihn denn auch ausmisten? Ringsherum liegt ja meterhoch Schnee.

Wenn der Boden im Wigwam vom Feuer aufgetaut wird, verwandelt er sich in einen zähen Matsch, bedeckt mit lauter widerlichem Unrat. Beim Essen setzen sich die Männer um das Feuer, zerfetzen das gebratene Fleisch mit Händen und Zähnen und werfen die halb abgenagten Knochen hinter sich. Dann schnappen sich die Frauen, die schon darauf lauern, diese Überreste, und ich selbst auch – der Hunger treibt die Brocken hinunter. Und wenn wir nicht schnell genug zupacken, kommen uns die Hunde zuvor.

Das ganze Zusammenleben in den Wigwams spielt sich in derselben unbeschreiblich rohen Art ab, und die Indianer behandeln mich buchstäblich wie einen Hund. Mich zu beklagen, ihnen Vorwürfe zu machen, habe ich kein Recht. Und das sind die freien, unberührten Indianer im Norden, die, von denen ich geträumt habe, die in meiner Fantasie so edel und großherzig waren! Damals hat mich ein brennendes Verlangen getrieben, sie zu sehen und zu lieben. Und jetzt bin ich ihr Adoptivsohn und nehme an ihrem Leben teil – und an seiner ganzen grauenhaften Rohheit!

Ich könnte meine Lage viel leichter ertragen, wenn ich hier wäre, um die Botschaft Gottes zu verkünden. Aber ich bin hier wegen meines Verbrechens. Gerettet hat mich nur das unbegreifliche Mitleid einer Heidin. Das Gesetz der Heiden hat mein Leben verschont, und jetzt muss ich dieses Dasein in ihrer Mitte dankbar annehmen. In ihren Augen bin ich ein Verbrecher, und ich habe nicht das Recht, das Evangelium zu predigen. Aber alles

Entwürdigende will ich ohne Murren und ohne Bitterkeit ertragen, vielleicht kann ich mein Vergehen auf diese Weise sühnen.

Dezember 1844

Der Vater kommt von der Jagd heim. Jenseits der Hügel hat er ein Rentier erlegt. »Los, ihr Hunde, holt das Rentier!« Gemeint sind wir – Sagamore, seine Frau, und ich. Die Jagdbeute selbst herzutragen, verbietet ihm die Würde des freien Mannes. Die niederere Arbeit ist Sache des begnadigten Sohnes. Also mache ich mich mit meiner Adoptivmutter auf den Weg.

Mühsam schleppen wir das schwere Rentier durch den tiefen Schnee. Gemeinsame Arbeit bewirkt, dass die Herzen sich einander nähern. Auch Sagamores Herz scheint etwas aufzutauen. Sie ist gerührt, dass ich mich bemühe, ihr die Arbeit zu erleichtern. Anscheinend hatte sie das nicht erwartet.

An manchen Tagen ist ihre Laune schrecklich. Je nach Tätigkeit, die sie gerade verrichtet, steigen Erinnerungen an ihren Sohn auf. Dann kann sie meine Anwesenheit nur schwer ertragen, bereut ihren einstigen Großmut und fährt mich hart an. Aber ich verstehe ihren Zorn. Und er ist für mich viel leichter zu ertragen als ihre Vergebung, denn die Erinnerung an Hassel quält auch mich.

Ende Dezember 1844

Die Tage sind sehr kurz, die Sonne erhebt sich nur wenig über den Horizont. Meistens ist der Himmel bedeckt, deshalb kann ich nicht erkennen, ob ihr Licht schon zunimmt. Es muss jetzt

wohl Weihnachtszeit sein. Die genaue Zeitrechnung ist mir abhandengekommen.

Ja, es ist um Weihnachten, und mein Herz fühlt sich mutterseelenallein. Manchmal ist Sagamore allerdings sehr nett zu mir. Vor Kurzem hat sie mich gefragt, ob ich Kinder hätte, und ich habe ihr von Maria und Eugenie erzählt. Dass meine Frau unter meinem Fortsein leiden könnte, darauf kommt sie gar nicht. Eher zu verstehen scheint sie die Sorge meiner Tochter.

Ich hätte Sagamore gern von Weihnachten, von der Geburt Jesu erzählt, aber wenn ich daran denke, dass ich ihren Sohn getötet habe, überkommt mich eine unüberwindliche Scheu. Ihr, die mich aufgenommen hat, obwohl ich ein Verbrecher bin, wage ich kein Wort über Christus zu sagen.

25. Dezember 1844

Heute ist das Wetter schön. Die kurze Zeit, in der die Sonne über dem Horizont steht, nutze ich und setze mich unter eine verkrüppelte Tanne. Dort hat man einen weiten Blick nach Osten. Obwohl es Mittag ist, werfen die niedrigen Hügel lange Schatten. Die Sonne gießt einen silbrigen Glanz auf die Anhöhen, aber die Täler liegen in trübem Halbdunkel. Ich muss an die beiden denken, die weit hinter den Schneeflächen ohne Nachricht sitzen und warten. Den heutigen Tag werde ich als Weihnachten eintragen, und von jetzt an will ich mich bemühen, mit dem Zählen der Tage auf dem aktuellen Stand zu bleiben.

27. Dezember 1844

Meine Mutter Sagamore hat mich wieder nach meiner Tochter gefragt. Es wundert sie, dass ich hergekommen bin, obwohl mich nichts dazu zwang und ich die liebsten Menschen zurücklassen musste. Dass ich mich in so große Gefahr begeben habe, während ich zu Hause doch glücklich war, kann sie nicht verstehen. Wir plaudern friedlich von meiner Familie, aber sobald Sagamore auf ihre eigenen Kinder zu sprechen kommt, überfällt mich ein heftiges Zittern.

8. Januar 1845

Im Dorf wird nur von Krieg und Raub geredet. Die Männer planen nämlich einen Kriegszug gegen ihren Nachbarstamm im Osten.

»Sie sind böse«, sagen sie. »Sie haben uns immer Schaden zugefügt. Außerdem haben sie viele Blaufüchse gefangen. Jetzt rächen wir uns endlich für ihre Bosheiten ... und nehmen ihnen die Pelze!«

»Werden sie sich dann nicht auch rächen? Und euch niedermetzeln, um euch zu berauben? Wärt ihr nicht glücklicher, wenn ihr das gegenseitige Bekriegen sein lasst?«

»Ach, und du, hast du nicht Hassel umgebracht?«

Der bittere Vorwurf treibt mich in meinen dunklen Winkel zurück. Als Verbrecher habe ich kein Recht, ihre Gewalttätigkeit zu beschwichtigen. Im Gegenteil, als Adoptivsohn muss ich die schlimmen Taten meines Stammes mit ansehen, ja, in gewisser Weise sogar daran teilhaben!

15. Januar 1845

Heute hat Sagamore einen schlechten Tag, sie denkt an ihren Sohn. Sie macht mir zwar keine Vorwürfe, verrät mir durch kein hartes Wort ihre Trauer, aber sie sieht mich mit einem Blick an, der hinter dem Adoptivsohn den wirklichen Sohn sucht. Groll hegt sie nicht mehr gegen mich. Sie hat sich an meine Gegenwart gewöhnt und erträgt sie ergeben. Aber lieber wäre mir, ich würde geschlagen und beschimpft. Das wäre viel leichter, als von einer Mutter, deren Sohn ich getötet habe, resigniert erduldet zu werden.

24. Januar 1845

Einige Männer aus dem Dorf machen einen Jagdzug auf Rentiere und haben mich als Träger mitgenommen. Wir kommen in das Dorf eines befreundeten Stammes und finden Unterkunft in den Wigwams, denn der Schneesturm zwingt uns zu bleiben. Zu meiner Überraschung lösen sich in der Gegenwart der fremden Menschen meine inneren Fesseln, und ich kann wieder von der Liebe Gottes sprechen. Ob die Indianer meine Worte verstehen? Ich weiß es nicht. Mir selbst aber tut es gut, dass ich die Botschaft wieder verkündigen kann, und ich fühle mich aus meinem Zustand der Unwürdigkeit herausgehoben.

Werde ich den Mut haben, jetzt auch meinem Adoptivstamm das Evangelium zu verkündigen? Vielleicht. Aber können sie die Heilsbotschaft aus meinem Munde annehmen? Werden sie in mir nicht immer den Verbrecher sehen, der ihrer Rache nur durch die Laune einer Frau entronnen ist?

DER SEEHUND



UM DES KINDES WILLEN

10. Februar 1845

Magua, eine kleine Enkelin von Sagamore, ist sehr krank. Der Zauberer sieht ihren Fall als hoffnungslos an und hat die Behandlung aufgegeben. Seitdem kümmern sich auch die Eltern nicht mehr um das kleine Mädchen, obwohl es ständig wimmert. Jetzt habe ich mich angeboten, das Kind zu pflegen. Da ich in letzter Zeit schon mehrmals Verletzte verbunden habe, vertraut man es mir auch an.

Mit der Hilfe von Sagamore richte ich Magua ein Lager in unserem Wigwam her und bringe sie dort unter. Ein Tee aus Flechtpflanzen, den wir ihr einflößen, beruhigt sie, und auch das Gefühl, nun liebevoll versorgt zu werden. Um sie abzulenken, erzähle ich ihr Geschichten von Jesus. Sie hört verwundert und mit Freude zu und will immer neue Geschichten hören.

Dabei tauchen vielerlei Schwierigkeiten auf. Wie soll ich ihr zum Beispiel die biblischen Bilder klarmachen, das Bild der Sonne und der südlichen Vegetation, der Herde, der Ernte ...? Sie hat ja noch nie ein Haus, einen Garten, ein Saatfeld gesehen. Wie kann man die Gleichnisse veranschaulichen, wenn man zwischen Schneewällen an einem Wigwamfeuer hockt? Ich erzähle vom guten Hirten und seinen Schafen.

»Was ist das, ein Schaf?«

Das Kind hat noch nie ein Schaf gesehen.

»Sag mir, Magua, welches Tier liebt seine Jungen am meisten?«

»Der Seehund, hat meine Großmutter immer gesagt. Keine Tiermutter, sagt sie, ist zu ihrem Kind so zärtlich wie die Seehundsmutter.«

»Sagamore, ist das richtig?«

»Natürlich. Du musst im Sommer den Mackenzie hinunterfahren, immer weiter bis zum großen Meer, und dort triffst du Seehunde. Dort kannst du zusehen, wie die Mutter ihr Junges auf dem Eisfeld säugt und immer bei ihm ist. Anderthalb Mondwechsel lang wärmt sie es mit ihrem Körper. Und später nehmen die Eltern es mit zum Wasser und bringen ihm das Schwimmen bei. Und wie zärtlich gehen sie mit ihm um! Ja, bestimmt, von allen Wesen liebt der Seehund sein Kind am meisten!«

Nun mache ich mit meiner biblischen Erzählung weiter: »Er sah Jesus und sagte: ›Das ist Gottes kleiner Seehund.‹ Gott liebt Jesus, wie der Seehund sein Kind liebt. Und mit der gleichen Liebe liebt Jesus uns. Er nimmt die kleinen Seehunde auf seine Arme und trägt sie.«

Ich scheue mich zuerst, diese Worte auszusprechen, aber dann fällt mir ein, dass die Missionare der Mährischen Mission, als sie vor hundert Jahren die Botschaft nach Grönland trugen, es genauso gemacht haben: Um die Liebe darzustellen, haben auch sie das Bild des Lammes durch das Bild des kleinen Seehundes ersetzt.

Maguas Augen leuchten freudig auf, sie begreift. Gesehen hat sie einen Seehund zwar noch nie, aber die Großmutter hat ihr oft von ihm erzählt. Deshalb sind dem Kind die Seehunde genauso vertraut wie die Füchse, die sie in den Winternächten klaffen hört.

Von nun an verlangt sie immer weitere Geschichten von »Gottes kleinem Seehund«. Das kranke Kind sieht sich im Geist selbst

von Jesu Arm getragen, wie das Seehundjunge. In den fiebrigen Augen leuchten Rührung und Vertrauen auf.

Die Großmutter sitzt neben uns und hört zu. Das Bild des Kindes, das von Jesus geliebt wird wie der kleine Seehund von seiner Mutter, scheint auch sie zu berühren.

Sonntag, 16. Februar 1845

Magua wird immer schwächer, sie wimmert und fühlt sich sehr elend. Nur wenn ich ihr biblische Geschichten erzähle, beruhigt sie sich. Auch Sagamore lässt sich kein Wort davon entgehen. Wie ich merke, erzählt sie die Geschichten auch den anderen Frauen weiter. Heute hat sie am Eingang ihren Nachbarinnen ein Zeichen gegeben, und zwei oder drei von ihnen sind leise ins Zelt geschlüpft und haben die Geschichte vom kleinen Seehund, der vom Großen Geist geliebt wird, mit angehört.

26. Februar 1845

Die kleine Magua ist gestorben. Ein paar Stunden vorher sagte sie zu ihrer Großmutter: »Ich habe keine Angst vor dem Sterben. Ich weiß, dass mich Jesus liebt, und er liebt euch alle, so wie die Seehundmutter ihr Kleines liebt.«

In den Herzen der geplagten Indianerinnen, die dabeisaßen, haben ihre Worte einen starken Widerhall gefunden.

Am nächsten Morgen wird das kleine Mädchen begraben, nach indianischem Ritus. Auf den Grabhügel hat die Großmutter das Totem des Stammes gesetzt: ein Stück Birkenrinde, auf das sie

einen Seehund mit seinem Jungen gemalt hat! Jetzt begreife ich, warum »das Bild Gottes vom kleinen Seehund« so bereitwillig aufgenommen wurde und die Herzen berührt hat.

28. Februar 1845

Das Grab des kleinen Mädchens zieht mich immer wieder an. Magua ist die Erste hier gewesen, die die Botschaft von der Liebe Gottes aufgenommen und die mir Vertrauen geschenkt hat.

Auch das Seehundstotem bewegt mich. Stellt es nicht die mütterliche Liebe dar, die mir das Leben rettete? Ich habe auf dem Grabhügel, den man vom Dorf aus nicht sehen kann, ein kleines Kreuz aus Ästen aufgestellt.

10. März 1845

Wir befinden uns wieder auf einem Jagdzug. Seit mehreren Tagen tobt der Schneesturm und hält uns im Wigwam gefangen. Eine trübe, gelangweilte Stimmung lastet auf unseren Gemütern, und die indianischen Jäger erzählen sich abergläubische Geschichten. Ich selbst kann mich immer noch nicht aufraffen, gegen ihren Irrglauben einzutreten und von der Wahrheit zu erzählen. Also schweige ich wie gewöhnlich.

»Und du, Bleichgesicht, hast du nichts zu erzählen?«

Dieser unmittelbare Appell weckt mich auf, und ich erzähle von Jesus und von seiner Liebe, vom »Verlorenen Sohn« und vom »Barmherzigen Samariter«. Und die rauen Jäger hören zu und sind berührt. In ihren Augen sehe ich einen ersten Anflug von Vertrauen aufleuchten.

22. März 1845

»Wer ist eigentlich der Mann da drüben, Sagamore? Er sieht anständig und gutherzig aus, aber wenn ihr euch begegnet, sprichst du kein Wort mit ihm, und er geht dir aus dem Weg.«

»Das ist der Mann meiner Tochter.«

»Und trotzdem spricht er nie ein Wort mit dir?«

»Er darf nicht.«

»Ich werde zu ihm gehen, ich finde ihn sehr nett.«

»Nein, du darfst nicht mit ihm sprechen. Er ist der Mann deiner Schwester. Der Zauberer würde dich bestrafen.«

Ich beuge mich. Den Gesetzen des Stammes, der mich aufgenommen hat, darf ich nicht trotzen. Aber vielleicht später, wenn ich frei bin? Im Moment jedenfalls steht es mir nicht zu, die geltenden Regeln der Indianer zu durchbrechen. Würde ich damit nicht auch meine Adoptivmutter in Unannehmlichkeiten bringen, sie vielleicht sogar den Repressalien des Zauberers aussetzen?

25. März 1845

Sowohl die Frauen als auch die Jäger finden an den biblischen Geschichten Gefallen, und wenn ein Schneesturm uns im Wigwam festhält, muss ich immer erzählen.

An solchen Tagen zeige ich den Indianern auch, zunächst wie ein Spiel zum Zeitvertreib, dass man die Sprache durch Bildzeichen festhalten kann. So bringe ich ihnen bei, mit Kohle ein paar einfache Worte zu schreiben. Die Indianer staunen. Die Silbenzeichen sind so leicht, dass sie sie gelernt haben, bevor der Sturm

vorüber ist. In Kürze werden sie lesen können! Werde ich ihnen eines Tages eine in ihrem Dialekt gedruckte Bibel übergeben können? Fürs Erste schreibe ich ihnen einzelne Worte auf Leder.

10. April 1845

Im Dorf findet eine Hochzeitsfeier statt. Trotz seiner rauen Sitten bedeutet eine Hochzeit für den Stamm ein feierliches Ereignis, das mit bestimmten Riten und Festlichkeiten verknüpft ist. Auf dem neuen Wigwam wird das Seehundszeichen angebracht, damit die entstehende Familie das Bündnis mit dem Seehund, dem Sinnbild der Mutterliebe, immer einhält.

25. April 1845

»Mutter, ihr lebt unter dem Zeichen des Seehundes, dem Zeichen der Liebe. Wie kommt es, dass euer Stamm so wild ist und Blutrache übt?«

»Geh ans Meer, mein Sohn, und sieh dich um. Wie wachsam ist der Seehund, wenn er mit seiner Familie auf einem treibenden Eisblock liegt, dass ihr nichts geschieht! Du meinst, er würde schlafen, aber er späht nach allen Seiten. Wenn ein Feind sich zeigt und auf die Eisscholle klettern will, stürzt er sich sofort auf den Eindringling, stößt ihm seine Zähne in den Leib und treibt ihn ins Meer zurück. Auch wir üben Blutrache, um unsere Familie zu verteidigen.«

»Aber mir, Sagamore, hast du doch verziehen? Warum?«

»Mein Sohn, ich weiß es nicht. Ich glaube, dein Gott hat mir diese Liebe eingegeben – noch bevor ich ihn kannte.«

»Ja, Mutter, jede Liebe kommt von Gott. Aber wieso hat er dein Herz berühren können?«

»Als du erzählt hast, wie Hassel gestorben ist, hat Gott sie mir gegeben. Wenn mein Kind mit dir hierhergekommen wäre und noch lebte ... Ich weiß nicht, vielleicht hätte ich sie nicht ergriffen. Er musste wohl sterben, damit ich an diese Liebe glauben konnte. Durch seinen Tod hat er mein Herz geöffnet.«

DAS EIS BRICHT

2. Mai 1845

Da die Tage jetzt länger werden und der Schnee sehr gut ist, sind wir mit den Schlitten weit nach Norden gefahren, um Bisambüffel zu jagen. Die Gegend ist fast unbewohnt, wir treffen keine Menschenseele.

3. Mai 1845

In einer Talsenke habe ich die Spuren eines Lagers gefunden. Die Indianer müssen hier mehrere Monate gehaust haben. Man sieht noch die Schneewälle, die ihre Wigwams geschützt haben. Nicht weit weg davon stoße ich auf einen schneebedeckten Grabhügel. Dort ist offensichtlich ein Angehöriger des Stammes beerdigt, und auf dem Hügel, fast ganz in Schnee versunken, entdecke ich das Zeichen: ein prächtiges Rentiergeweih. Das Totem des Indianers, den ich suche! Aufgeregt durchforsche ich den ganzen Lagerplatz, finde aber nichts, was mir weitere Mitteilung gibt.

Verstört und in sinnloser Hektik suche ich die schneebedeckten Ebenen rund um das Lager ab, steige auf Hügel, durchsuche die Schluchten – nirgends eine Spur von menschlichen Wesen. Die ganzen nächsten Tage jage ich der Hoffnung nach, die meine Träume wieder aufgeweckt hat. Aber alles ist vergeblich. Ich bleibe allein, und die endlose Schneewüste schweigt.

22. Mai 1845

Sagamores Herz öffnet sich immer mehr. Ich bin oft erschüttert, dass sie mir, der ich ihren Sohn getötet habe, so viel Liebe und Vertrauen erweist.

Heute fragt sie, wo ihr toter Sohn sich nach meinem Glauben jetzt befindet. Ihre Frage trifft mich wie ein Schock, ich wanke. Dann erzähle ich ihr von der christlichen Hoffnung, von Gott, der die Seinen zu sich nimmt.

»Hat mein Sohn diesen Glauben auch gehabt, als er gestorben ist?«

Sie sagt nicht: »als du ihn getötet hast«. Das hat sie nie gesagt! Ich erzähle ihr von Hassels Glaubensgewissheit und von seinem letzten Blick, von dem Blick, der mich überall verfolgt, der so schmerzerfüllt und doch vertrauensvoll und ohne Vorwurf war.

Sagamore stellt mir noch viele Fragen über das Leben nach dem Tod und das Wiedersehen mit den Gestorbenen. Lange schweigt sie, ganz in sich gekehrt. Dann sagt sie plötzlich:

»Ich will auch glauben wie mein Sohn, und ich werde ihn wiedersehen.«

24. Mai 1845

Diese Nacht habe ich in einem Albtraum wieder die Szene vor mir gesehen, wie Hassel tot zurücksank. Das Bild steht mir den ganzen Tag vor Augen, ich kann meine Niedergeschlagenheit nicht überwinden. Als Sagamore schließlich meine Trauer bemerkt, fragt sie mich nach dem Grund, und ich gestehe ihr, wie sehr die Gewissensbisse mich wieder überfallen haben.

»Sei nicht traurig«, sagt sie, »Hassel ist so glücklicher gewesen, als wenn er bei uns im Wigwam geblieben wäre und deinen Gott nicht kennengelernt hätte.«

Das ist sicherlich wahr, aber darf ich ihr beipflichten? Sie redet weiter:

»Und wir auch, wir sind jetzt glücklicher – jetzt, nachdem Hassel für uns gestorben ist.«

Ihr Sohn ist für sie gestorben, er ist gestorben, um ihr die Freude des christlichen Glaubens zu schenken! Diese neue Sichtweise ergreift mich so sehr, dass ich kein Wort mehr hinzufügen kann.

25. Mai 1845

Ich versuche, an das gestrige Gespräch, das für mich so schmerzlich war und mir doch so guttat, wieder anzuknüpfen, und erzähle Sagamore, wie Jesus gestorben ist, um den schuldbeladenen Menschen das Leben zu geben. Wir sprechen von seinen segnenden Leiden.

Sagamore sagt: »Es bedrückt mich jetzt nicht mehr, dass Hassel gestorben ist. Hat er uns durch seinen Tod nicht das Leben gegeben? Wie Jesus gestorben ist, um die Sünder zu erretten, so hat

auch Hassel uns gerettet, als er starb. Ich bin froh, dass ich meinen Sohn dafür gegeben habe, dass das neue Glück über unseren Stamm kommt.«

Ihre Worte bewegen mich tief. Was für ein wunderbarer Trost in meiner Not! Aber darf ich selbst es so hinnehmen? Darf ich glauben, dass der Tod, den ich verschuldet habe, der von Gott gewollte Weg ist, um dieses Volk zu retten?

15. Juni 1845

Von Süden her kommt ein dumpfes Grollen. Erst dachte ich, es zieht ein Unwetter auf. Aber der Himmel ist klar, und trotzdem hört das ferne Donnern nicht auf. Nicht nur die Menschen, sondern auch die Tiere scheinen beunruhigt.

Um zehn Uhr abends gehe ich nach draußen und steige auf den Hügel, von dem man weit nach Süden sehen kann. Die Tage sind jetzt am längsten, und die Sonne ist noch nicht untergegangen. Sie wird auch nur kurze Zeit unter den Horizont tauchen. Was für ein seltsamer Gegensatz! Die Sonne bestätigt, dass der Sommer vor der Tür steht, aber um mich herum, so weit ich blicken kann, herrscht immer noch tiefer Winter. Die Ebenen sind weiß, die Flüsse gefroren. In den Wäldern tönt kein Vogelzwitschern, kein Summen von Insekten, und nirgends schimmert eine Blüte.

Auf dem ganzen Land liegt das tote Schweigen des Winters. Umso verwunderlicher wirkt das gewitternde Donnern, beängstigend, drohend. Und trotzdem nimmt man mit Freude wahr, dass sich irgendetwas in der toten Natur zu regen beginnt.

16. Juni 1845

Das Donnern nimmt zu, von Stunde zu Stunde. Rentiere laufen in verängstigten Trupps durch den Wald und fliehen nach Norden. Das Dorf ist in vollem Aufruhr: Die Wigwams werden abgebrochen, die Schlitten beladen, die Hunde angespannt.

»Sagamore, was ist los?«

»Wir müssen auf die Höhen fliehen. Hörst du nicht den Mackenzie?«

17. Juni 1845

Es war höchste Zeit. Wir sind auf dem Hügel angekommen, und zu unseren Füßen dehnt sich meilenweit die winterstarre Ebene. Das Dröhnen des Mackenzies wird immer furchterregender. Wir halten den Blick auf die Talöffnung gerichtet, wo der gefrorene Flusslauf aus der Verengung hervortritt, und warten darauf, dass durch dieses Tor eine furchtbare Sturzflut hereinbricht.

Gegen zehn Uhr erschüttern heftige Stöße den Erdboden. Gleichzeitig ertönt ein erschreckendes Krachen und Poltern, und zwischen den Hügeln des Taleingangs bricht ein bräunliches Ungeheuer hervor, brandet an die Ufer und quillt über die Böschungen. Brüllend stürzt es über das Flachland, springt die Bäume an und zerrt sie nieder. Der Mackenzie ist kein Fluss mehr, sondern eine tobende Sintflut. Er schwillt zu einer Breite von zwanzig oder dreißig Kilometern an. Alles, was sich ihm entgegenstellt, wird hinweggefegt. Eine Flutwelle bahnt ihm den Weg, führt ein wildes Geschiebe von riesigen Eisblöcken und entwurzelten Bäumen mit sich. Wie ein Rammbock fährt sie auf die Wälder

los und verwüstet sie, wächst durch neue mitgerissene Stämme noch an und wälzt sich brodelnd durch die Ebene. Im Sturmtempo schiebt sich die braune Masse über die Schneeflächen und löscht alles Weiße aus.

Vor Schreck gelähmt, starren wir auf die tosende Flut, die sich unter dem Krachen des aufeinanderprallenden Treibeises zu unseren Füßen vorüberwältzt.

Talabwärts, wo die Ebene aufhört, treten die Hügel nahe zusammen. Dort wird der Strom eingezwängt. Die Eisblöcke stauen sich, stapeln sich übereinander, versperren den Weg, werden zusammengepresst und türmen sich immer höher. In wenigen Augenblicken wächst eine riesige Staumauer empor. Die Fluten stoßen gegen das Hindernis und werden zurückgeworfen. Immer neue Wellen rennen dagegen an, fluten zurück und hinterlassen weitere Eismassen, die den Damm erhöhen. Das Wasser steigt, der See dehnt sich immer mehr aus und kriecht an den Hängen empor.

Unablässig gießt der Mackenzie neue Wassermassen in das Gewühl. Ein gigantischer Kampf beginnt, zwischen Wasser und Eis, Sommer und Winter. Im Süden hat der Sommer den Oberlauf des Mackenzie und die mächtigen Nebenflüsse schon von den Fesseln befreit. Ihre Gewässer stürmen nun vorwärts und werfen sich gegen die Bastionen des Winters, der mit seinem Eiswall den Fluten des Sommers trotzen will. Aber das Leben triumphiert über den Tod. Der Kampf tobt erbittert, und unter dem furchtbaren Druck des Wassers kracht der Eisdamm schließlich zusammen. In einem donnernden Strudel reißt der Strom die Barrikade mit fort, und die Flutwelle stürmt weiter, immer weiter nach Norden. Der Mackenzie hat sich den Durchweg erzwungen.

18. Juni 1845

Das Dröhnen des Flusses entfernt sich. Die Angriffe des Wassers auf die Eisbollwerke setzen sich zwar fort, aber das Kampfgetümmel verlagert sich immer weiter nach Norden. Doch in den Tälern hallt noch das Krachen der immer neuen Durchbrüche wider, mit denen die Flut sich den Weg in die Freiheit bahnt.

19. Juni 1845

Die Wasser sind ruhig geworden. Majestätisch strömt der Mackenzie durch die Ebene. Seine Fluten sind braun und lehmig, bedeckt mit den Trümmern der durchbrochenen Sperren, der verwüsteten Wälder ... Aber was macht das schon? Das Eis ist gebrochen, und nach neun Monaten Starre strömt wieder Bewegung durch den Fluss.

Und der befreite Fluss ist auch ein Weg! Seine Quellflüsse entspringen auf dem Hochland, und von dort führen andere zum Saskatchewan, zu den Seen, nach Norway House.

Das Tauwetter, das die Flüsse befreit hat, löst auch die Fesseln meines Herzens. Monatelang war ich so niedergeschlagen, dass ich kaum mehr an Rückkehr zu denken gewagt habe. Aber jetzt ist auch das Eis in meinem Herzen aufgebrochen, und die Sehnsucht nach meiner Familie beherrscht meine ganzen Gedanken.

DAS OPFER

22. Juni 1845

Das Kommen des Frühlings lässt meine Gedanken immer wieder nach Norway House wandern. Die Trennung wird mir schmerzlich bewusst, und ich muss ständig an die Sorge meiner Frau denken. Seit meiner Abfahrt vor fast einem Jahr hat sie nichts mehr von mir gehört. Sicher lebt sie in dem Glauben, die Wilden hätten mich umgebracht, denn sie weiß ja aus den Erzählungen der Indianer, dass die Bluträcher niemanden verschonen.

Nach dem heidnischen Gesetz muss ich noch ein ganzes Jahr hierbleiben. Soll ich fliehen? Die Flüsse und Seen werden bald alle offen sein. Der Mackenzie als der größte und stärkste durchbricht seine Eisdecke als Erster, aber das Tauwetter wird in Kürze auch die anderen Wasserstraßen öffnen.

25. Juni 1845

Soll ich fliehen? Mein Kanu liegt bereit, und das Rudern habe ich noch nicht verlernt. Schon seit einigen Tagen verfolgt mich diese Versuchung. Aber ich will ihr nicht nachgeben. Die Indianer haben mich am Leben gelassen, und ich habe mich ihnen anvertraut. Wie könnte ich sie hintergehen, jetzt, wo ihre Herzen sich dem Evangelium öffnen und sie mir zu vertrauen beginnen?

27. Juni 1845

An einem sonnigen Abhang habe ich zum ersten Mal wieder das Murmeln eines kleinen Baches gehört. Was für eine Freude, wenn man sich endlich wieder über eine sprudelnde Quelle beugen kann! Aber das heitere Glucksen des kleinen Rinnsals weckt von Neuem meine Fluchtgedanken. Ja, wenn ich streng bewacht oder als Feind behandelt würde, hätte ich keinerlei Bedenken, mich aus dem Staub zu machen. Aber sie sind freundlich zu mir. Wie könnte ich ihr Gesetz übertreten, nachdem es mich ja geschützt hat?

12. Juli 1845

Schmetterlinge schweben durch die erwärmte Luft und flattern zu den ersten Blumen, die an geschützten Stellen ihre Augen öffnen. Die Schmetterlinge leuchten in der Sonne und freuen sich ihres Lebens. Die Glücklichen, sie wissen nichts davon, wie schnell der endlose Winter zurückkehrt!

Sonntag, 13. Juli 1845

Wie schwer fällt es mir heute, das Wort zu verkündigen! Mein Herz ist nicht hier, es fliegt in weite Ferne ... Es ist bitter, von der Hoffnung zu sprechen, wenn man sich selbst seine liebste Hoffnung versagen muss.

16. Juli 1845

Auf einer sonnigen Anhöhe habe ich vier Enzianblüten gefunden. Jedes Jahr habe ich in Norway House das erste Sträußchen meiner Frau gebracht, und wir feierten die Ankunft dieser Frühlingsboten wie ein Fest ... Jetzt überkommt mich die Fluchtversuchung wieder mit aller Macht.

Abends bringe ich die Enziane Sagamore. Ich werde bleiben! Sagamore freut sich sehr über meine Aufmerksamkeit – mehr, als ich erwartet hatte. Die kleinen Blumen schimmern in der Düsterteit des Wigwams wie ein Hoffnungsstrahl.

18. Juli 1845

Ich habe wieder die ganze Nacht mit mir gekämpft. Jetzt ist das Opfer endgültig beschlossen, das Opfer, das meinen Lieben eine größere Not bringt als mir. Ich bleibe also. In sechs Wochen werden die Flüsse im Norden schon zufrieren, der Winter setzt ein, und die Familie muss ein ganzes weiteres Jahr auf Nachricht warten. Nein, sie wird gar nichts mehr erwarten, sie wird die Hoffnung aufgeben. Trotzdem bleibe ich, die Treuepflicht verlangt es.

19. Juli 1845

Die Enzianblüten sind verwelkt, ich habe neue geholt. Sagamore hat bemerkt, wie sehr die kleinen Blüten, sooft ich sie ansehe, mein Inneres bewegen. Sie blickt mich schweigend an, bläst in die Glut des verglimmenden Feuers und beobachtet mich wieder mit ihren schwarzen tiefsinnigen Augen:

»Mein Sohn, du sehnst dich nach deiner Tochter!«

Sie legt ein paar neue Zweige ins Feuer. Dann sagt sie still und ohne äußere Erregung, doch mit großer Freundlichkeit:

»Du kannst noch hin zu dem Kind, das du vermisst, geh nur! Die Flüsse sind offen. Fahr zurück zu deiner Familie, sie wartet auf dich.«

Ihre Worte treffen mich so plötzlich, dass ich schwanke. Die Stimme versagt mir. Sagamore hat sich wieder über das Feuer gebeugt. Es dauert eine ganze Zeit, bis ich mich gefasst habe.

»Mutter, du weißt, ich muss noch ein Jahr hierbleiben. Dein gutes Herz hat mich gerettet. Ich bin dein Sohn, ich werde dir nicht die Treue brechen.«

»Du hast mich über Hassels Tod hinweggetröstet, mein Sohn, du hast mir vom Erlöser erzählt und dass er uns alle liebt, die Mütter und die Kinder. Du hast mir dieses Licht gebracht, mit ihm kann ich jetzt leben. Geh hin und tröste die, die dich brauchen.«

Sofort unterbreitet Sagamore den Plan, mich freizulassen, dem Stamm. Die Häuptlinge beraten über ihren Vorschlag. Einige sind erstaunt, dass das Gesetz durchbrochen werden soll, aber keiner widersetzt sich. Ich bin frei!

Ich habe mein Kanu überprüft. Die »Lichtinsel« wird wieder die Überbringerin einer Freudenbotschaft sein. Sagamore versorgt mich mit reichlich Proviant. Der Sommer ist kurz, und ich muss mich beeilen, wenn ich das Hochland erreichen und die Flüsse hinabfahren will, bevor sie wieder zufrieren.

Sonntag, 20. Juli 1845

Der ganze Stamm hat sich versammelt und ist dem Ruf zum Gebet gefolgt. Die, die mich anfangs als Sklaven verachtet haben, wollen jetzt den freien Mann, der sie verlassen wird, unbedingt hören.

Ich fühle mich tatsächlich in jeder Weise befreit. Zum ersten Mal seit einem Jahr darf ich von der Befreiung durch das Evangelium sprechen. Was für eine Freude, dass ich nun endlich wagen kann, auch diesem Stamm den Gekreuzigten zu predigen!

Alle sind um mich geschart. Welche Botschaft soll ich ihnen bringen? Hinter ihren wartenden Gesichtern erscheint mir das Bild des sterbenden Hassel. Ja, ich will vom Opfer sprechen.

»Der Seehund opfert sich für sein Junges, denn er liebt es.«

Ich beschreibe die zärtliche Fürsorge des Seehundes, und selbst der Zauberer lauscht überrascht.

»Aus Liebe opfert sich auch eine Menschenmutter für ihr Kind und setzt ihr eigenes Leben der Gefahr aus, um anderes Leben zu bewahren und zu schützen. Genauso ist der indianische Krieger bereit, sein Leben hinzugeben, damit der Stamm, den er liebt, weiterleben kann.«

Sagamore unterbricht mich: »Ja, es gibt kein Leben ohne Opfer. Es gibt keine glückliche Familie, wenn nicht die Liebe einer Mutter da ist, die sich aufopfert. Es gibt keinen starken Stamm, wenn seine Kinder selbstsüchtig sind. Wer sich nicht opfern will, bringt das Leben zum Stillstand.«

Solche Einsicht überrascht mich kaum mehr aus dem Mund einer Frau, die gesagt hat: »Ich bin froh, dass ich meinen Sohn gegeben habe.«

Nun fasse ich zusammen: »Ihr seid Söhne des Seehunds, ihr seid Kinder der Aufopferung. Das Opfer hat euch das Leben gegeben, und es ist euer Zeichen. Aber es gibt noch ein anderes Opfer, das ihr nicht kennt, das ein ganz neuartiges Leben schenkt. Eure Herzen sind schlecht, ihr könnt nicht in Frieden nebeneinander leben. Daher kommt euer Unglück. Doch Gott liebt die Menschen, und um sie aus ihrem Unglück herauszuretten, hat er seinen Sohn gesandt, den er lieb hat wie der Seehund sein Junges.

Der Retter hatte Mitleid mit allen den Unglücklichen, er hat sie geliebt. Aber sie haben ihn nicht verstanden und ihn verfolgt. Und er hat sie trotzdem geliebt und ihnen sein Leben gegeben. Er hat sich geopfert, damit sie das neue Leben bekamen, das Leben der Liebe.«

Dann erzähle ich, wie Jesus am Kreuz gestorben ist, und schildere sein Leiden, seine Hingabe. Die Indianer hören die erhabene Geschichte an, zuerst nur interessiert, doch dann in ihren Herzen berührt und schließlich mit immer größerer Ergriffenheit.

»Jesus«, sage ich zum Schluss, »hat sein Leben für euch gegeben. Er, der Sohn Gottes, hat sich geopfert, damit eure harten Herzen ein neues Leben in Gott finden können. Wollt ihr nicht eure Bosheit aufgeben und glücklich mit Gott leben?«

Da geht durch den ganzen Stamm eine Welle, so mächtig wie die des Mackenzie beim Aufbrechen des Eises. Ihre rauen Herzen tauen auf. Der Geist der Rache, der ihren Seelen den Weg versperrt hat, wird weggeschwemmt. Neue Ströme beginnen zu fließen – zunächst noch von Schmutz getrübt, aber kraftvoll und dazu bestimmt, immer klarer und klarer zu werden. Gott hat ihre Seelen ergriffen.

Mir selbst fallen die Worte von Mustagan ein:

»Selbst wenn wir blind sind und von unserem Weg nichts sehen, gehen wir doch den Pfad, den wir geführt werden, und kommen an den Ort, wo man auf uns wartet.«

Montag, 21. Juli 1845

In aller Frühe nehme ich Abschied von meiner indianischen Familie. Als ich ins Kanu steige, steckt mir Sagamore eine Rolle zu: »Das sollst du auf Hassels Grab legen, als Zeichen meiner Liebe.« Ich schaue hin. Es ist eine Birkenrinde, auf der das Bild des Seehundes mit seinem Kind gemalt ist.

Tag um Tag eile ich die Flüsse hinauf. Jeder Aufenthalt schmerzt mich, denn er verlängert die Leidenszeit meiner Frau.

30. Juli 1845

Der Sturm wühlt den Fluss auf, und es regnet ohne Unterbrechung. Ich fahre aber trotzdem weiter, ich will keinen Tag verlieren.

7. August 1845

Zwischen den Birken am Ufer taucht ein Hirsch auf. Er wäre eine angenehme Kostveränderung nach dem scheußlichen indianischen Dörrfleisch, aber das Zerlegen und Braten würde zu viel Zeit in Anspruch nehmen. Ich habe keine Ruhe.

Vielleicht treffe ich auf der anderen Seite des Hochlands ja Rudermannschaften und erfahre etwas von zu Hause. Diese Hoffnung beflügelt meine Fahrt.

27. August 1845

Seit vierzehn Tagen liegt das Hochland hinter mir, doch Kanus aus Norway House habe ich immer noch nicht getroffen. Der Sommer geht zu Ende, anscheinend sind sie mir ein ganzes Stück voraus. Sie werden vor mir ankommen und meiner Familie neuen Schmerz bereiten, weil sie wieder ohne Nachricht kommen. Ich rudere jetzt mit doppelter Kraft, vielleicht gelingt es mir ja, die Boote doch noch einzuholen.

2. September 1845

Herbstnebel liegen auf dem Fluss. Mein Ruder ist schwer. Ich nähere mich der Stelle, wo Hassel gestorben ist. Lautlos und ängstlich greift mein Ruder ins Wasser. Jetzt taucht die kleine Bucht auf, und dort ist die Lichtung am Ufer, wo ich zwischen den Gräsern den Grabhügel sehe. Die schmerzliche Erinnerung treibt mir die Tränen in die Augen.

An das Kreuz, das Oig damals auf das Grab gepflanzt hat, vor über einem Jahr, lehne ich die Birkenrinde mit dem Seehundsbild, von liebevoller Mutterhand gemalt. Kreuz und Seehund vereint auf einem Grab, mitten in der Wildnis! Der Anblick bewegt mich. Sind nicht beide, in ganz unterschiedlicher Art, Symbole der Liebe und des Opfers?

13. September 1845

Noch diese eine Biegung, dann werde ich das Dorf sehen. Ich bin erschöpft, und nur mit Mühe kann ich noch das Ruder füh-

ren. Glücklicherweise trägt mich aber die Strömung meinem Ziel zu. Da plötzlich liegt die lang entbehrte Heimat vor mir, in den letzten Strahlen der Abendsonne. Meine innere Bewegtheit verschleiert mir den Blick.

Kinder, die am Ufer spielen, haben mein Kanu erkannt.

»Die Lichtinsel!«, schreien sie aus vollem Hals. »Die Lichtinsel kommt zurück!«

Andere nehmen ihre Rufe auf, das ganze Dorf gerät in Aufruhr, alles stürzt heraus. Die Neuigkeit verbreitet sich mit Windeseile, weht über die Dächer, dringt in jede Kammer und entdeckt schließlich zwei arme Frauen, die vierzehn Monate ihr Brot mit Tränen aßen, die sich verwitwet und verwaist glaubten. Ihre Tür fliegt auf, und auch sie kommen freudestrahlend angelaufen.

DER INDIANER IST GEFUNDEN!



MACHT PLATZ FÜR DIE MUTTER!

An alles gewöhnt man sich, auch an das größte Glück, an das Glück, auf das das Herz nicht mehr zu hoffen gewagt hat. Gestern haben wir den dritten Sonntag seit meiner Rückkehr gefeiert. Von allen Seiten erleben wir Freude. Aber heute hat mich wieder meine alte Traurigkeit gepackt, wieder quält mich der Gedanke an den Tod des armen Hassel. Ob ich je von dieser Qual befreit werde? Keine Spur von Vorwurf lag in seinem Blick. Auch seine Mutter hat mir längst verziehen, und zwar von Herzen, ohne bitteren Rest! Und trotzdem finde ich in meinem Innern keine Ruhe. Es quält mich jeden Tag aufs Neue, dass ich den Freund, der sich mir anvertraut hat, getötet habe.

Maria, der meine Trauer nicht entgangen ist, tröstet mich. Was für eine Wohltat, wieder einen Menschen neben sich haben, der trösten kann! Von sich aus sagt sie zu mir:

»Wir werden Sagamore immer einen Teil von deinen Einkünften schicken, als Ersatz für das, was ihr Sohn ihr gegeben hätte.«

Auch ich hatte schon daran gedacht, aber ich war unschlüssig, weil ich nicht wollte, dass Maria und Eugenie sich deshalb einschränken müssen. Mein Einkommen ist recht bescheiden. Nun aber werden wir es teilen, denn die beiden möchten es. Sie wollen Sagamore, die mich gerettet hat, ihre Dankbarkeit bezeugen.

Maria wendet sich sofort an Oozhuskah. Er will im Winter zur Pelztierjagd an den Lake Athabasca gehen und erklärt sich bereit, von dort aus zu den Bluträchern zu fahren und Sagamore eine Rindenbibel und unsere erste Gabe zu überbringen.

Ende September 1845

Nach einer Reihe schöner Tage zieht der Himmel sich zu. Das Auge erkennt zwar keine drohenden Wolken, sondern nur eine leichte, die Sonne trübende Dunstschicht. Aber diese nimmt zu, nimmt eine bleigraue Färbung an und wird immer dunkler. Die Ebene liegt tot und schweigend da, um die Wigwams ist nicht der kleinste Windhauch zu spüren. Aber auf den Bergkämmen sieht man, wie die Wipfel der Tannen sich bewegen, schwanken, sich beugen. Dort oben wütet schon der Wind.

Die Tiere des Waldes haben sich schon in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen. Sie spüren, dass die gute Jahreszeit vorüber ist. Auch wir schließen uns in unsere Hütten ein.

Und schon stößt der Sturm auch ins Tiefland herab, rüttelt heulend an den menschlichen Behausungen und wirbelt endlos viele Schneeflocken durch die Luft. Der weiße Teppich wird immer dicker, und nach wenigen Tagen sind wir im Treibschnee versunken. Jetzt hat uns der Winter in seinen Krallen, und er wird uns nicht so bald loslassen.

Man kommt sich vor wie ein Gefangener. Das bedrückende Gefühl wird mit jedem Jahr stärker. Der Winter ist da, aber unsere Widerstandskräfte sind nicht mehr die gleichen wie früher. Marias Gesundheit hat gelitten. Die vierzehn sorgenvollen Monate haben sie zerbrochen.

Bei meiner Rückkehr habe ich in der freudigen Aufregung ihre Schwäche gar nicht bemerkt. Die Folgen zeigten sich prompt. Während eines ganzen Jahres hat Maria sich immer auf die Hoffnung gestützt, Neuigkeiten von mir zu erhalten. Sie hat Norway House nicht verlassen wollen, ohne durch die Kanumann-

schaften erfahren zu haben, was aus mir geworden war. Aber nie konnten sie ihr Informationen liefern, und so wurde sie immer verzweifelter. Als ich dann schließlich ankam, überwältigten sie alle ihre Gefühle. Sie hat Freud und Leid erfahren, und das hat sie aufrecht gehalten. Doch jetzt kommt das Leben wieder in geordnete Bahnen zurück, und die Monotonie des Alltags offenbart ihre ganze Gebrochenheit.

Als ich sehe, wie sehr der Einbruch des Winters unsere Gemüter angreift, wird mir klar, dass wir einen weiteren Winter hier nicht mehr ertragen werden. Noch vor dem nächsten Herbst müssen wir hier fort.

Wir sind zwar geschwächt, aber nicht entmutigt. Das Missionswerk ist uns ein großer Trost. Verglichen mit anderen haben wir es außerdem wirklich gut. Hans Egede zum Beispiel, der Anfang des 18. Jahrhunderts in Grönland wirkte, setzte vierzehn Jahre lang seine ganzen Kräfte ein, ohne dass von seiner Arbeit irgendein Erfolg sichtbar wurde. Hier dagegen ist die Saat an vielen Stellen herrlich aufgegangen.

Eine der besonderen Freuden, die mich bei meiner Rückkehr empfangen, ist der Erfolg der christlichen Rudertrupps in den beiden letzten Sommern. Sie, die den Sonntag einhielten, treffen trotzdem ausnahmslos als Erste wieder in Norway House ein und sind weniger erschöpft als die anderen. Auch die Angestellten der Hudson's Bay Company haben sich nun überzeugen lassen. Sie setzen jetzt der Einhaltung des Sonntags keinen Widerstand mehr entgegen. Sie haben nun erfahren, dass die Sonntagsruhe nicht nur für das Wohlergehen der Ruderer nützlich ist, sondern auch für ihre eigenen Interessen.

Ein schönes und tröstliches Erlebnis ist auch Weihnachten. Es ist ein echtes Friedensfest.

Die Indianer, die sich zum Glauben bekehrt haben und die Freude des neuen Lebens spüren, wollen die kennenlernen, die nun ihre Brüder sind. Als Angehörige ganz verschiedener Stämme kommen sie mit ihren Schlitten von allen Seiten an. Es sind Stämme, die früher ihren ganzen Lebenszweck und Stolz darin gesehen haben, sich gegenseitig zu bekriegen. Einige kommen aus weit entlegenen Gebieten. Auf der Ebene vor dem Dorf treffen sie zusammen und schlagen ihre Zelte nebeneinander auf, um den Großen Geist, der die Wälder und Prärien erfüllt, gemeinsam anzubeten.

Menschen, die sich einst bis aufs Blut bekriegt haben, feiern nun Seite an Seite das Weihnachtsfest, singen und beten gemeinsam unter tief verschneiten Bäumen. Die herzliche Liebe, die sie als Christen einander beweisen, bewegt uns tief. Sie alle erfreuen sich eines Glücks, von dem sie früher nichts geahnt haben.

Einer von ihnen sieht die allgemeine Freude und muss an Zusammenkünfte früherer Zeiten denken, bei denen alle nur von Aberglauben, Rachgier, Streit und Hass besessen waren. Er ruft aus: »Wer möchte nicht Christ sein! Dass der Große Geist doch zu den Herzen aller unserer Brüder spräche!«

Ein anderer, der früher ein gefürchteter Zauberer war, sagt: »Ich danke Gott. Er hat mein Herz mit seinem Geist erfüllt. Er hat mir nicht den Weg gezeigt, meine Feinde zu vernichten, sondern er hat mir die Kraft gegeben, sie zu lieben.«

Als Weihnachten vorbei ist, kommen wieder düstere Tage. Sicher, wir haben viel Schönes erlebt. Aber ich kann mich nicht mehr unbeschwert darüber freuen. Irgendetwas in meinem In-

nen ist zerbrochen. Mein früher so kräftiger Körper ist durch die Überanstregungen verbraucht. Die langen winterlichen Fahrten erschöpfen mich, und die eisige Kälte beim Schlafen im Freien kann ich nur noch schwer ertragen. Es bedrückt mich, dass ich meine Aufgabe nicht mehr ganz erfüllen kann.

Das Schlimmste ist, dass nicht nur die Körperkräfte abgenommen haben, sondern auch die innere Begeisterung. Nicht dass meine christliche Überzeugung, mein Glaube jetzt wanken würde, im Gegenteil, die durchgemachten Nöte haben ihn gefestigt. Angeschlagen ist vielmehr die Unternehmungslust, der frische Mut. Immer wieder steigt das Bild von Hassels Tod vor mir auf, und dann fühle ich mich wie ein Greis. Es hilft nichts, ich muss die Dinge sehen, wie sie sind: Wir müssen fort von hier.

Es ist ein bitterer Entschluss, unsere Indianer zu verlassen, gerade jetzt, wo ihre Herzen sich öffnen. Ihr ganzes Leben hat sich durch das Licht des Evangeliums verwandelt. Wir sind immer tief bewegt, wenn wir sehen, wie viel Feingefühl in den ehemals so harten Charakteren aufblüht.

Ich muss an das Gespräch denken, das ich vor einigen Jahren mit einem Solto-Häuptling geführt habe, hier in der Nähe. Auf meine Frage, was er gerade tue, antwortete er grinsend:

»Ich habe meine Mutter mit einem Strick erwürgt, und jetzt habe ich ihren Leib zu Asche gemacht, sonst kommt ihr Geist nachts zurück und stört mich.«

»Und warum hast du sie getötet?«

»Sie war zu alt, zu nichts mehr zu gebrauchen. Sie fing keine Fische mehr, sogar Schlingen legen konnte sie nicht mehr. Es war mir zu lästig, sie noch weiter zu füttern!«

Hätte man gedacht, dass man die Herzen solcher Unmenschen jemals anrühren können würde? Aber das Unglaubliche ist Tatsache geworden, und wir sehen überall die Früchte.

An der gleichen Stelle, wo der Häuptling damals seine Mutter umbrachte, steht heute eine kleine Holzkirche. Es ist Sonntagmorgen, und von allen Seiten kommen die Indianer und treten schweigend ein. Die Mütter haben ihre Babys bei sich. Sie tragen sie in einem moosgefüllten Lederbeutel auf dem Rücken und hängen ihre wertvolle Traglast an Pflöcke, die zu diesem Zweck in die Wände eingelassen sind. Der Raum füllt sich, der Gottesdienst wird gleich beginnen.

Da entsteht an der Tür eine ungewohnte Bewegung. Was geht da vor sich? Zwei Indianer haben mit ihren Händen einen Tragstuhl gebildet und bringen ihre alte, gebrechliche Mutter auf ihren Platz. Den ganzen Weg von ihrem Wigwam aus, zwei Kilometer lang, haben sie sie so getragen. Der dritte ihrer Söhne bahnt ihnen einen Durchgang durch die Menschenmenge:

»Macht Platz für die Mutter!«

Bald darauf ist die Mutter auf einer Decke, die sie auf den Boden breiten, sorgsam untergebracht. Der älteste Sohn legt ihr zärtlich seinen starken Arm um die Schultern, damit sie sich dagegen lehnen kann.

EIN WUNDER

Gegen Ende des Winters bringen die Indianer, die vom Jagdzug zurückkehren, beunruhigende Nachrichten mit: Eine Pockenepidemie sei ausgebrochen, sie verbreite sich nach allen Seiten und richte furchtbare Verwüstungen an.

Nicht lange danach erreicht die Seuche auch uns.

In dieser Zeit setzen sich die Überlebenden eines heidnischen, von der Krankheit dezimierten Stammes zusammen und beraten, wo die Seuche ihren Ursprung haben könnte.

»Das Übel kommt von den Missionaren«, erklären die Zauberer.

Die Indianer beschließen, sich zu rächen, und umzingeln unser Dorf. Ehe sie jedoch zum Angriff übergehen, senden sie, wie das ihre Taktik ist, Spione aus. Die Spione kommen, sehen sich um und kehren höchst erstaunt zurück: Auch die Christen seien von der Krankheit befallen! Daraufhin setzen sich die Angreifer von Neuem zur Beratung zusammen und kommen zu dem Schluss, dass die Krankheit nicht vom Missionar kommen kann, denn wenn er wirklich der Seuche Einhalt gebieten könnte, hätte sie die Seinen ja verschont.

Die Indianer geben also ihre Mordpläne auf und ziehen wieder ab. Erst hinterher erfahren wir, was für eine Gefahr uns gedroht hat. Zusätzlich zu den Nöten, die die Seuche uns bereitet, kommt nun also auch noch die Angst vor heidnischen Racheakten.

Die Pocken legen auch sämtliche Transporte lahm. Ein Teil der Ruderer erkrankt, die übrigen sind geschwächt. Vor allem darf man die Seuche nicht auch noch weitertragen. Jeder hat Angst vor Ansteckung.

Anfang Juni 1846

Die Epidemie ist in unserem Gebiet zwar erloschen, aber weiter landeinwärts wütet sie immer noch. Auf die Flüsse wagen sich nur wenige Verwegene, von denen man dann von Zeit zu Zeit

Neuigkeiten hört. Besonders schlimm, sagen sie, seien die Indianer in den Rocky Mountains heimgesucht, die gefürchteten Schwarzfußindianer.

Die Überlegungen, die diese Nachricht bei unseren Leuten auslöst, sind nicht gerade wohlwollend:

»Von den Schwarzfüßen kommt immer nur Unheil. Jetzt werden sie noch schlimmer als vorher.«

Dann erfahren wir, dass bei den Schwarzfußindianern Hungersnot herrscht. Der Krankheit wegen haben sie den ganzen Winter über kaum auf Jagd gehen können. Der Ausfall der Transporte, die ihnen jedes Jahr als Tauschgut für die Pelze Lebensmittel bringen, wird nun für die Hungernden zu einer wahren Katastrophe werden.

Was tun? Die Lager in Norway House sind vollgestopft mit Lebensmitteln, die für die Tauschgeschäfte dieses Sommers bestimmt waren. Sollen wir den Schwarzfußindianern zu Hilfe kommen? Unsere Indianer reißen sich nicht gerade danach. Die Ruderer sind selbst geschwächt, und die vielen Gefahren der dreimonatigen Fahrt dorthin wollen sie nicht ausgerechnet um ihrer Erbfeinde willen auf sich nehmen.

»Mit den Schwarzfüßen braucht ihr kein Mitleid zu haben«, sagt einer der Jäger, »sie selbst haben auch keines. Einer ihrer Stämme hat die Pocken früher bekommen als die Nachbarstämme und hat Kleider von Kranken auf deren Gebiet gebracht. Aus Bosheit haben sie die Seuche also selbst verschlimmert. Jetzt nagen sie am Hungertuch, sie haben es nicht anders verdient.«

Seine Meinung wurde von der Mehrzahl geteilt.

Daraufhin lasse ich die christlichen Indianer in der Kirche zusammenkommen, und wir bereden, ob und wie wir den Verhun-

gernden zu Hilfe kommen können. Vielleicht, sage ich, sind sie durch die Krankheit umgänglicher geworden. Ich finde aber keinen Widerhall.

»Sie sind zu grausam.«

»Warum sollen wir ihnen helfen? Damit sie uns noch mehr schaden?«

»Ihre Bosheit kann durch nichts gebessert werden.«

Dann erhebt sich Kahwonaby: »Brüder, ich denke, wir sollten hinfahren. Die Schwarzfüße sind unverbesserlich, und auch ich glaube nicht, dass die Krankheit ihre Herzen erweicht hat. Nein, Missionar, du kennst sie nicht. Aber hinfahren, meine ich, müssten wir trotzdem. Hat Jesus nicht gesagt: ›Tut wohl denen, die euch hassen?‹ Wenn ihr nur zu euren Brüdern freundlich seid, was tut ihr dann Besonderes? Tun so nicht auch die Heiden? Im Namen Jesu werden wir hinfahren und den Hungrigen zu essen geben. Wer weiß, vielleicht wird dann Jesus selbst sie anrühren, vielleicht wird seine Liebe größer als ihr Hass sein. Ich, Brüder, fahre hin. Wer kommt mit?«

Kahwonaby hat gesprochen. Die Versammlung bleibt stumm. Ich will gerade Kahwonaby danken, da ruft eine Stimme: »Ich komme mit!«, dann eine zweite und noch eine, immer mehr ... Die besten unserer Ruderer stehen auf. Einer sagt:

»Ich fahre mit, wenn Kahwonaby unser Führer ist.«

»Ja, du musst unser Anführer sein, Kahwonaby.«

»Nein, Missionar, ich werde kräftig rudern, aber als Führer wähle einen anderen.«

»Der Herr braucht dich.«

»Ayumeavookemou, gib mir einen Tag zum Überlegen.«

»Gut, wie du möchtest. Und morgen kommen wir hier wieder zusammen und bereiten alles vor für die Fahrt.«

Am nächsten Tag ist die Kirche bis zum letzten Platz gefüllt. Kahwonaby hat sich entschlossen, die große Verantwortung zu übernehmen und die Hilfsaktion zu leiten. 160 Ruderer mit zwanzig Kanus voller Lebensmittel werden teilnehmen. Sie werden sich immer in der Mitte der Flüsse halten, auch zum Essen und Schlafen in den Kanus bleiben und nicht von Wild, sondern nur von Fischen leben. Auf diese Weise wird die Gefahr der Ansteckung vermindert. Als alle Einzelheiten festgelegt sind, fragt mich Kahwonaby:

»Missionar, können wir die Abfahrt auf Montag verschieben? Zwei Tage sind nicht zu viel, wenn wir alles richtig vorbereiten sollen. Außerdem möchten wir den Sonntag noch mit unseren Familien verleben, und du teilst uns das Abendmahl aus, uns Ruderern, die fortfahren und vielleicht nicht heimkehren, und den anderen, die hier in Sorge auf uns warten werden.«

Am Sonntag, nach der Abendmahlsfeier, schreiten die 160 Ruderer schweigend an mir vorüber, Menschen, die entschlossen sind, ihr Leben, wenn es gefordert wird, aus Liebe hinzugeben. Hinter ihnen kommt der lange Zug der Angehörigen, auch sie mit der inneren Bereitschaft zum Opfer.

Vor Tagesanbruch sind die Mannschaften am nächsten Morgen am Ufer versammelt, jede an ihrem Kanu. Das ganze Dorf steht schweigend dabei. Zum nachtdunklen Himmel steigt das Gebet auf: »Herr, führe sie, sie fahren im Namen deiner Liebe.« Gleich danach setzen sich die Ruderer auf ihre Plätze und fahren los. Ein Boot reiht sich ans andere. Der Aufbruch geschieht ohne Worte, ohne Abschied, in einem ernsten, eindrucksvollen Schweigen.

Vom Ufer folgen ihnen unsere Blicke. Noch lange hören wir das rhythmische Geräusch der Ruder, die ins Wasser tauchen.

Während sich das erste Tageslicht am Himmel ankündigt, kehren die Hiergebliebenen zu ihren Hütten zurück. Bald, wenn es hell wird, werden sie in ihren kleinen Gärten an der Arbeit sein, als wäre alles wie sonst.

Dann vergehen lange Wochen in monotoner Gleichmäßigkeit. Von den Ruderern trifft keine Nachricht ein. Vor einiger Zeit hat der Leiter der Hudson's Bay Company den hiesigen Indianern mitgeteilt, sie möchten sich aus ihren Reihen einen befähigten Mann als Führer wählen, der ihre Belange vertreten könne. Es handelt sich dabei um eine einträgliche und sehr verlockende Stellung.

Als die Frage nun am Ratsfeuer erörtert wird, fällt die Wahl einstimmig auf Mustagan, der wegen seiner Fähigkeiten als Führer von allen hoch geschätzt wird. Aber Mustagan lehnt ab, zur allgemeinen Überraschung. Jetzt, wo er Christ sei, wolle er sich in erster Linie seiner Familie und seiner Kirche widmen. Die vielfältigen Aufgaben eines Häuptlings würden ihn von seinen eigentlichen Pflichten fortziehen. Er schlage Kahwonaby vor, Kahwonaby sei geschickt und besitze alle Fähigkeiten, die ein Mittler zwischen Weißen und Indianern brauche.

Die beiden, Mustagan und Kahwonaby, schätzen und achten sich gegenseitig, und sie ergänzen sich aufs Beste. Sie haben es während meiner langen Abwesenheit verstanden, meine Frau zu unterstützen und das Leben der Gemeinde aufrechtzuerhalten. Ich käme selbst in Verlegenheit, wenn ich sagen sollte, wen von beiden ich als Häuptling für den geeigneteren halte.

Da Mustagan nun abgelehnt hat, beschließen wir zu warten, bis die Hilfstrupps, von denen wir immer noch keine Nachricht haben, wieder da sind.

Mitte August 1846

Endlich trifft die Hilfsbrigade ein. Die Fahrt war sehr anstrengend. Die Ruderer sind alle ziemlich mitgenommen. Vor allem bedrückt sie das viele Elend, das sie an den Ufern gesehen haben: überall verlassene Wigwams, die Familien geflohen oder von der Seuche ausgelöscht. In der Nähe der hungernden Schwarzfußindianer hat der Rettungstrupp die Lebensmittel hingelegt und ist dann eilends wieder umgekehrt. Alle sind glücklich und dankbar, dass sie das heimische Ufer wohlbehalten wiedersehen.

Kahwonaby hat die Expedition mit großer Umsicht und Aufopferung geleitet, aber das Gefühl seiner großen Verantwortung hat seine Kräfte überspannt. Die wunderbare Liebestat für seine Feinde kostet ihn das Leben. Er hält sich noch aufrecht, bis das letzte der zwanzig Boote wieder eingetroffen ist. Dann, als er sieht, dass die ihm Anvertrauten alle geborgen und in Sicherheit sind, bricht er zusammen. Der »Sohn des Bibers« hat die Kräfte seines Herzens bis aufs Letzte hergegeben. Wenige Stunden nach seiner Rückkehr stirbt er. Er beschließt sein Leben in Zuversicht und innerem Frieden:

»Gott ist meine Freude und Hoffnung, auf ihn vertraue ich.«

DER KÖNIGSADLER

Am Tage nach Kahwonabys Beerdigung kommt Mustagan zu mir. Der Tod seines Freundes geht ihm sehr nahe, noch mehr aber bewegt ihn der Gedanke, wie selbstlos dieses Leben im Dienst für andere hingegeben wurde.

Um unsere Unterhaltung abzuschließen, sage ich zu ihm:

»Jetzt kannst du das Amt des Häuptlings aber nicht mehr zurückweisen, Mustagan.«

»Doch, jetzt gerade. Du, Missionar, wirst uns bald verlassen, und Kahwonaby ist nicht mehr unter uns. Ich glaube, die Gemeinde wird mich jetzt brauchen, meine ganze Kraft. Deshalb bin ich zu dir gekommen. Ich wollte dir sagen, dass mein Entschluss jetzt feststeht: Du hast mich gelehrt, meine indianischen Brüder zu leiten, also lass mich ihr Leiter sein, bis du zurückkommst.«

Mustagan verzichtet also auf die einträgliche Stellung als Häuptling. Sein Entschluss bewegt und freut mich. Ich werde das Missionswerk unbesorgt in seine Hände legen können. Er wird es treu verwalten, bis wir wiederkommen.

Aber werden wir denn wiederkommen?

»Bruder, wir werden bald auseinandergehen. Du wirst das Wort hier bewahren und erhalten. Sag mir doch: Von welchem Zeichen ist deine Seele, als du klein warst, geformt worden?«

»Erinnerst du dich noch an den Indianer, den wir damals trafen, ganz oben im Norden, jenseits der Wälder?«

»Der sofort begriffen hat, dass Gott unser Vater ist und dass wir alle Brüder sind?«

»Ja, der. Und weißt du noch sein Totemzeichen?«

»Adlerfedern.«

»Auch ich bin ein ›Sohn des Königsadlers‹.«

»Mustagan, kann der Adler lieben?«

»Wenn der Adler sein Junges fliegen lehrt und die ungeübten Flügel einmal müde werden, dann stürzt sich der Vater in die Tiefe, fängt sein Kind mit seinen eigenen Flügeln auf und trägt es sicher durch die Luft. Ich bin ein Sohn des Königsadlers. Wenn du

fern bist, Missionar, will ich der Leiter der Gemeinde sein, und der Adler, der sie trägt.«

August 1846

Der August lässt die Tage merklich kürzer werden. Um diese Zeit passieren die Seeschiffe die Hudson Strait und laufen in die Bucht ein. Sobald ihre Geschäfte abgewickelt sind, rüsten sie sich zur Heimfahrt. Bald werden die Kanus den Nelson River hinunterfahren und uns mitnehmen.

Am 21. August brechen wir auf und verlassen die traurigen Freunde. Im Morgennebel, der den Fluss bedeckt, ist das Dorf nach wenigen Minuten unseren Blicken entschwunden. Unsere Herzen sind beklommen: Das Beste unseres Lebens, vielleicht das Leben überhaupt, liegt hinter uns.

Als das Tageslicht allmählich zunimmt, zerfließen die Nebel, und das Wasser glitzert in der klaren Herbstsonne. Das leichte Kanu gehorcht den Stößen unserer prächtigen Ruderer und gleitet rasch dahin. In meinem Herzen kommt eine neue Hoffnungsfreude auf. Bewundernd und mit bewegtem Herzen betrachte ich die starken, muskulösen Körper, die klugen, fein geschnittenen Gesichter, das ruhige, von Zuversicht erfüllte Lächeln. Ich habe überall den unberührten, den glücklichen Indianer gesucht, und nirgends habe ich ihn gefunden. Aber diese sind ja glücklich. In ihren Herzen wohnt eine großmütige und gütige Gesinnung, denn sie kennen die Liebe Gottes.

Das Boot fährt den Fluss hinab, und es kommt mir vor, als führe ich genauso schnell den Strom meines Lebens hinunter. Und doch keimt eine große Freude in mir auf. Ich sehe Hassel wieder

vor mir. »Er starb für die Seinen«, sagte seine Mutter. Ich sehe Kahwonaby, der sein Leben hingab, um die hungernden Feinde zu retten. Und ich sehe Mustagan, der sich der großen christlichen Familie weiht ... Mein Herz ist froh: Was ich in ihnen vor mir sehe, ist der edle und verlässliche Indianer meiner Träume. Er hat gelernt zu lieben, ja, sogar sich aufzuopfern. Endlich habe ich ihn doch noch gefunden, den Indianer meiner Kindertage: Es ist der, der den Glauben fand.

29. September 1846. Quebec

Nicht ohne Schwierigkeiten hat sich unser Schiff seinen Weg durch das Treibeis gebahnt, das die Hudson Strait zu blockieren drohte. Bevor wir den Ozean überqueren, legen wir in Quebec an. Ich gehe an Land und besuche das alte Haus meiner Eltern.

30. September 1846

Die Lücke zwischen den hohen Bäumen, ist das nicht die Stelle, wo der Pfad sich ins Dickicht schlängelte? Und dort an der alten Tanne, war da nicht die Gabelung? Ja, und auch die Lichtung ist noch da, die geliebte Lichtung meiner Kindertage. Doch die Bäume sind gewachsen. Was damals Lichtung war, ist jetzt ein Stück des Waldes, nur jünger als der Rest.

Ich suche nach den Erinnerungen, will die Bilder von damals heraufbeschwören. Aber es gelingt mir nicht. Das letzte Mal, vor sieben Jahren, war doch alles noch so lebendig, sogar den Freund meiner Jugendträume glaubte ich zu sehen. Aber die Erlebnisse der letzten Jahre haben die Erinnerungen ausgelöscht, haben die

Kindheitsbilder überlagert und verdrängt. Die Träume sind der harten Wirklichkeit gewichen.

Ich schließe die Augen ... Vergeblich, die Bilder kehren nicht zurück. Plötzlich richte ich mich auf. Ich weiß, warum die Lichtung schweigt: Auf dem kleinen Hügel fehlt das Totem!

Auf ein Rindenstück zeichne ich mit Kreide einen Rentierkopf mit seinen breiten Schaufeln. Dann lege ich das Totemzeichen an die alte Stelle und versuche, mich wieder zu sammeln. Und ein letztes Mal bevölkert sich die Lichtung nun mit lebenden Gestalten. Ich sehe wieder die Wigwams von damals, die Rauchwölkchen, den stolzen Gang der Indianer, die spielenden Kinder. Und ich sehe den Indianer, der mich auf meinem ganzen Lebensweg geheimnisvoll begleitet hat.

Aber ist er es wirklich? Das Gesicht, das jetzt vor mir aufsteigt, ist es das gleiche, das mich vor 35 Jahren so beeindruckt hat? Es scheint so. Ja, ich erkenne es. Doch dann verwischen die Züge, verwandeln sich. Der Blick wird noch durchdringender und klarer. Ist es Mustagan? Jetzt schauen die dunklen Augen sanfter. Es ist Kahwonaby! Und wieder wandelt sich der Ausdruck, die Augen umwölken sich mit Trauer ... Mich trifft der Blick des sterbenden Hassel.

Sie ziehen an mir vorüber, ihre Züge vermischen sich und treten wieder auseinander, jeder von ihnen verfließt für einen Augenblick mit dem Indianer meiner Kindheit und löst sich wieder ab.

Ich stehe auf. Auch ich bin nur ein Wesen, das vorüberzieht. Ich verlasse den Hügel, dann, nach ein paar Schritten, kehre ich noch einmal zurück.

Wie viel Edles wohnt trotz allem in der Seele des Volkes der Indianer! Das Totem ihres Stammes im Herzen tragend, als Vorbild

und Ansporn, sind sie durch die Herrlichkeit des Opfers bis zur wahren Liebe aufgestiegen.

Zum Gedächtnis derer, die ihr Leben hingegeben haben, zeichne ich auf das Rindenstück über das Geweih des Rentiers ein Kreuz.

James Evans kam wieder nach England zurück. Erschöpft durch die ungewöhnlichen Strapazen, bedurfte er dringend der Ruhe. Aber ohne ständige Betätigung konnte er nicht leben. Noch immer, sagte er, sehe er den sterbenden Hassel. Um von den Triumphen des Evangeliums bei den Indianern zu erzählen, unternahm er eine Vortragsreise.

Am 22. November 1846, einem Sonntag, leitete er abends eine Missionsversammlung in seiner Heimatstadt Hull. Die große Gemeinde war von seinen ungewöhnlichen Erzählungen begeistert. Die Menschen blieben in der Kirche sitzen und wollten immer weitere Geschichten hören. Trotz seiner Übermüdung musste er stundenlang reden.

Nach der Versammlung ging er mit seiner Frau zu Freunden. Es war schon spät, aber trotzdem unterhielt man sich noch lange. Man sprach von der Möglichkeit, zu den Indianern an der Hudson Bay zurückzukehren.

»Was für ein herrlicher Gedanke, wieder in Norway House zu sein!«, sagte Mrs. Evans. »Aber ich habe eine Ahnung, dass wir die Indianer dort nie mehr wiedersehen.«

Er blickte sie mit einem stillen Lächeln an und meinte: »Nun, der Himmel ist hier genauso nah wie in Norway House.«

Am 25. November 1846 wurde Evans, der Pionier im Land der Indianer, in der Kirche seiner Heimatstadt begraben.

